


Digitized by Google

Bibliothek

von

Romanen,

für

gebildete Leser.

Acht und neunzigster Band.

Spuren der Gottheit.
Erster Theil.

Berlin,
in der Maurerschen Buchhandlung.



Siehe! das ist der Kopf Deines seeligen Mannes, der Dich anklagt!

Spuren der Gottheit

im

anscheinenden Zufalle.

Wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker.

Von

Sam. Chrph. Wagener.

Erster Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1810.

Inhalt.

Seite.

I. Merk-

I.

Merkwürdige Entdeckungen der Unschuld.

1) Entdeckte Unschuld Dumoulin's in England.

Jacob du Moulin war einer von den französischen Hugonotten, die der Religionseifer Ludwig's aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er, im letzten Regierungsjahre Carls II., nach England, und nutzte seine wenige noch gerettete Baarschaft zum Ankaufe einiger, beim Zollhause für verfallen erklärter Waaren, die er denn stückweise wieder mit einem mäßigen Gewinne zu verkaufen suchte.

Handelsleute dieser Art stehn in England eben nicht im Credit der tadelfreiesten Ehrlichkeit. Da sie mit Waaren handeln, worauf fast immer ein hoher Impost steht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, so gilt selbst der Ankauf derselben beim königlichen Zollhause nur größtentheils für einen Deckmantel eigner Contrebande. Du Moulin war überdies noch Ausländer, und von einer Landsmannschaft, die man in England niemals liebte, er blieb daher natürlich von jenem Verdachte auch nicht befreit. Dennoch hätte er dies leicht verschmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohne nicht noch ein neuer, bloß persönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nehmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falsches Geld ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweifach verhaßt machen mußte. Denn oft wenn er von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falsch gemünzten Stücken zum Vorschein; behauptete, selbige von ihnen empfangen zu haben, und verlangte die Auswechselung dersel-

ben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es ableugneten, so blieb er doch, wenn nicht ganz unleugbare Umstände vom Gegentheile ihn überführten, stets sehr hartnäckig auf seiner Beschuldigung; brachte sich dadurch bald in einen übeln Ruf; verlohr allmählig seine Kunden, und endlich fast seinen ganzen Credit.

Einst traf es sich, daß er an einen gewissen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr gestanden hatte, einige Waaren, acht und siebenzig Pfund an Werth, verkaufte, und das Geld von ihm sofort in Guineen und Portugalesern empfing. Unter diesem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor, da ihm aber sein Käufer auf Ehre versicherte: daß er sie alle sorgfältig untersucht, und gerade diese Stücke selbst gewogen habe; so nahm er sie an, und stellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plötzlich suchte du Moulin seinen Abkäufer wieder auf; brachte

sechs Goldstücke zurück, und versicherte, sie wären ein Theil jener empfangnen Summe, aber von so schlechtem Metall, daß er auf ihre Auswechselung bestehen müsse. Harris untersuchte dieselben; erkannte ebenfalls ihre Unächtheit, behauptete aber zugleich: er wisse gewiß, daß sie nicht unter seiner Auszahlung gewesen wären. Du Moulin blieb bei seiner Behauptung. „Er habe, (sagte er,) dieses Gold in einen besondern Schubladen ganz allein gelegt; und es sogleich zur Bezahlung eines bald fälligen Wechsels bestimmt; habe, da derselbe heute eingegangen sey, das bisher verschloßne Fach geöffnet, und beim Aufzählen diese unächten Stücke gefunden. Kein andrer Mensch sey vor seinen Schrank gekommen; kein Irrthum sey möglich; und ganz gewiß wären es dieselben Münzen, die er gleich Anfangs habe ausschießen wollen.“ — Harris gerieth nun auch in Eifer, und beschuldigte endlich gerade zu seinen Gegner der Betrügerei. Du Moulin, durch diesen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter; beschwur, was er kurz vor-

her behauptet hatte, und erlangte dadurch: daß Harris diese sechs unächten Goldstücke mit richtigen austauschen mußte.

Wie sehr den Letztern dies verdroß, kann man leicht denken. Ueberzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, sondern den Betrug auch mit einem Meineide unterstützt habe, erzählte er diesen Vorfall, wo er nur hinkam, schimpfte aus allen Kräften auf den diebischen Franzosen; und traf auf eine Menge Menschen, die ihm von ebendemselben ähnliche Vorfälle erzählten. So entstand ein Gerücht, das sich bald überall verbreitete; und da du Moulin sah, daß fast alle ehrliche Leute sich seinem Umgange entzogen, da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb, und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn spräche; so belangte er ihn dieser ehrenrührigen Reden halber gerichtlich. Hierdurch aufs Aeußerste gebracht, behauptete Letztrer nicht nur seine Rede, sondern da er auf noch mehrere Zeugen sich berief, die von du Moulin auf gleiche Art betrogen worden

wären, setzte er es endlich durch, daß selbiger als ein falscher Münzer verhaftet, und eine Hausdurchsuchung bei ihm vorgenommen wurde.

Es war kaum möglich, noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falscher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalte unter anderem Gelde, an verschiednen Orten zerstreuet, an; entdeckte, als man weiter suchte, verschiedene Feilen, eine Flasche mit Gold-Scheidewasser; gestoßene Kreide, ein paar Geldstempel, und noch andre Werkzeuge zum Münzen. Nun war doch wol kein Zweifel mehr, daß du Moulin ein Betrüger von der abscheulichsten Gattung sey! — Die Art und Weise, wie er Münzen auszustreuen gesucht; wie er sie Leuten aufgedrungen hatte, die ihm vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverschämtheit, womit er seine Forderung unterstützt, der Meineid, den er geschworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte, selbst die trotzige Unwissenheit, mit wel-

cher er noch jetzt nichts begreifen wollte, und mit welcher er Dinge ableugnete, die man ihm vor Augen legte; alles dies vergrößerte seine Schuld und seine Strafbarkeit bei jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundnen Werkzeuge mit den ausgegebnen und bei ihm angetroffnen Münzen; man verglich das noch ungemünzte gefundne Metall mit dem gemünzten; es war beides so übereinstimmend, daß er selbst die Gleichheit nicht leugnen konnte. Aber die That sowohl, als auch die kleinste Kenntniß von ihr, leugnete er hartnäckig. Die Geschwornen ließen sich dadurch nicht einen Augenblick irrig machen, das Schuldig! ohne erst abzutreten, auszusprechen. Der Tag seines Todes ward angesetzt.

Ungefähr drei Tage vor demselben trug es sich zu, daß ein gewisser Williams, der Anfangs bei einem Petschaftstecher in die Lehre gegangen, dann aber von diesem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit verschiednen kleinen Handthierungen sich beschäftigte, von einem

Hause herabfiel und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochschwangre Frau entsetzte sich darüber dergestalt, daß sie sofort eine unzeitige Niederkunft hielt. Sie merkte bald, daß dies ihr Ende herbeiführen werde, ließ daher so schleunig als möglich du Moulin's Gattinn rufen; wünschte, daß man sie beide allein lasse; und that ihr dann folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten stehe ich wahrscheinlich vor dem Throne eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wissentlich mit Blutschulden beladen, vor ihn treten. Ihr Mann ist ganz schuldlos an dem Verbrechen, wofür er sterben soll. Aber leider der meinige war es nicht! Schon seit mehrern Jahren stand er mit drei andern Falschmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was sie prägten, habe ich selbst manches unter die Leute gebracht, und mithin Kenntniß von allem. Einer von den übrigen dreien vermiethete sich zu Ihrem Manne. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlösser hinlänglich versehn, hat er, so oft sich Gelegenheit

fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo sein Herr die Einnahme zu verwahren pflegte, eröffnet, gutes Geld herausgenommen, und eben so viel unächtes dafür hingelegt. Auf diese Weise, die ich freilich jetzt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freiheit gekommen, und würde jetzt sogar bald sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anstrengung und Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung zu vollenden. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Namen und den Wohnort der beiden andern von ihr Beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulin's Frau ging sogleich zum Richter; erzählte ihm das eben Gehörte; gab die drei Personen an, und bewürkte, daß sie noch diesen Tag in Verhaft genommen und jeder be-

sonders verhört wurde. Du Moulin's Bedienter kam zuerst an die Reihe; aber er läugnete alles geradezu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbnen Williams und dessen Frau nie gekannt; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos als möglich. Ganz die gleiche Sprache führte auch der zweite. Aber als der dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnungen abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher Münzen, schlechtes rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten. Die Vorlegung von diesem allen machte den Letztverhörten, der gewiß sonst auch geleugnet hätte, stutzig. Der Richter drang ernstlicher in ihn, und machte ihm zugleich einige entfernte Hoffnung, durch ein aufrichtiges Geständniß sein Leben fristen zu können. Dies wirkte endlich. Er bekannte, daß er schon lange mit dem Verstorbnen, und mit dem, der vor ihm verhört worden sey, in Verbindung gestanden habe; daß

beide, in seiner Gegenwart und mit seiner Theilnahme, falsches Geld geprägt hätten; daß er aber von der Art und Weise, wie es untergebracht worden sey, keine Kenntniß habe, weil dies bloß Williams, vielleicht auch du Moulin's Bediente, den er aber nicht kenne, auf sich genommen hätte.

Auf dieses, nachher noch umständlicher wiederholte, Geständniß, und auf die wahrhaft befundne Anzeige, wo man noch mehr Prägewerkzeug und falsche Münzen finden würde, schob man nicht nur du Moulin's Hinrichtung auf, sondern auch jene beiden Erstverhörten wurden für überführt und des Todes schuldig erklärt. Gleichwohl leugneten diese immerfort hartnäckig ihr Vergehn, und auch gegen du Moulin wollte der Verdacht (wenigstens bei vielen unter dem Volke) noch nicht verschwinden. Daß jene später Verhafteten schuldig wären, bezweifelte man keinesweges; aber daß die Anklage gegen sie bloß angestellt worden sey, um den eben so schuldigen du Moulin zu retten, glaubte man allerdings. Den

Umstand, daß man falsches Geld nicht nur zerstreut, sondern auch in ganzen Haufen bei ihm angetroffen habe, konnte er noch zur Noth durch den Vorwand entkräften, daß er es in Geldauszahlungen von Unbekannten, an welche er sich nicht mehr zu halten wisse, empfangen, und nachher ausgeschossen habe. Doch der üble Umstand, daß man Stempel und andre Prägewerkzeuge bei ihm so wohl verwahrt gefunden hatte, konnte durch seine, immer im allgemeinsten Ausdruck gemachte, Versicherung, daß er nicht wisse noch begreifen könne, wie sie dahingekommen wären? nicht widerlegt werden. Auch hatte man von der Betrügerei seines Bedienten immer noch kein rechtsgültiges Zeugniß. Jener eingeständigte Falschmünzer hatte nur gegen den Verstorbnen und gegen den zweiten Mitschuldigen gehörig und bestimmt ausgesagt. Williams' Frau war todt. Ihre Erzählung hatte nur du Moulin's Gattinn mit angehört, die hier unmöglich für unpartheiisch gelten konnte. Von den Ueberwiesenen hatte freylich keiner den du Moulin selbst als Mitschuldigen angegeben. Seine Freun-

de hoben diesen Umstand sehr zu seinem Vortheile aus. Aber, genau betrachtet, bewies er nichts. Die vorgefundnen Stempel blieben demungeachtet immer ein harter Verdacht.

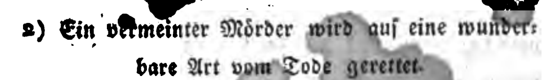
Doch während auf diese Art die öffentliche Meinung noch hin und her schwankte, war man so glücklich, bei einer nochmaligen Untersuchung in einem Schranke, der du Moulin's Diener gehörte, eine kleine, sehr gut verborgne Schublade, und in dieser einen Bund Schlüssel, nebst einem in Wachs abgedruckten zu finden. Diesen Abdruck verglich man mit den Schlüsseln selbst, und siehe da, derjenige, der genau hinein paßte, schloß jenen Schrank du Moulin's, in welchem man die Stempel und die einzelnen Haufen falscher Münzen angetroffen hatte. Als man daher diesen Menschen nochmals verhörte, legte man ihm ganz unerwartet Schlüssel und Wachsabdruck vor, und fragte ihn, was er noch gegen diesen Beweis einzuwenden habe? Jetzt erschrak und erblaßte er; die Thränen traten ihm in die Augen, und er bekannte:

„Ja, er sey schon verschiedne Jahre hindurch nicht nur Falschmünzer, sondern auch vorzüglich derjenige gewesen, der die falschen Münzen seiner Genossen in Umlauf zu bringen gewußt habe. Bloß in dieser Absicht habe er sich zu du Moulin vermiethet, habe zu allen seinen Schränken und Cassen sich bald Nachschlüssel zu verschaffen gewußt; habe sich aber sorgfältig gehütet, auch nur das geringste zu entwenden, damit man seinen Auswechslungskunstgriff um so weniger argwohnen möge. Als der Handel mit Harris gerichtlich geworden wäre, sey er in Sorgen gerathen, weil er wohl gewußt habe, daß er die in seiner Kiste befindlichen Werkzeuge, auf den Fall einer Haussuchung, in der heimlichen Schublade, auf welche er sein ganzes Vertrauen gesetzt habe, nicht lassen könne. Immer habe er daher von ihnen, so viel er gekonnt habe, bei sich getragen. Als die Gerichtsbedienten zur wirklichen Untersuchung beordert worden wären, habe er sie von weitem kommen sehn, sey so schnell als möglich in seines schon verhafteten Herrn Kabinet geeilt, habe selbiges sowohl,

als den Geldkasten und Hauptschrank mit Nachschlüsseln geöffnet, Stempel, nebst andern Werkzeugen und mehrern falschen Münzen hineingeworfen, und kaum wieder alles verschließen können, als die Gerichtspersonen schon vor der Thür erschienen wären."

Auf diese Art war du Moulin's Unschuld nun an den Tag gebracht und gerettet. Alle Umstände, die vorher wider ihn zeugten, waren aufgeklärt. Der Eid, den er gegen Harris abgelegt hatte, daß er die Münze, welche er zurückbrachte, wirklich von ihm empfangen habe, — dieser Eid war freilich ein Meineid gewesen. Aber weder Nachlässigkeit noch Unachtsamkeit, am allerwenigsten Bosheit, hatte denselben verursacht. Er hatte die falschen Goldstücke wirklich in dem Fache gefunden, in welchem er jene Summen allein aufbewahrt hatte; daß sie indessen durch eine andre Hand verfälscht worden wären, konnte er auf keine Art muthmaßen. — Wenn man übrigens bedenkt, wie manche Zufälligkeit sich ereignen mußte, um einen schuldlosen, schon

auf so vielfältige Art tiefgebeugten Mann, das Letzte, was ihm ein treuloser Bediente noch übrig gelassen hatte, das Leben, zu retten; wenn man erwägt, wie ohne Williams' jähen Tod, ohne seiner Frauen letzte Gewissensangst, du Moulin in aller Augen als ein mannigfacher verstockter Verbrecher hingerichtet worden wäre; dann kann man sich nicht des Gedanken enthalten: Wie oft würde nicht, selbst bei sorgfältiger Gerechtigkeit, die Unschuld bluten, indeß die Bosheit, mit heimlichem Hohnlachen, zuschauete, wenn nicht eine allwaltende Vorsicht, nach ihrer Weisheit, das Leben des Unschuldigen schützte!



2) Ein vermeinter Mörder wird auf eine wunderbare Art vom Tode gerettet.

Unter der Regierung der Königinn Elisabeth ward ein Engländer vor dem Lord Dyer, als Präsidenten des Gerichts der gemeinen Processe, darüber angeklagt, daß er seinen N[illegible] ermordet habe. Ein Zeuge sagte [illegible] „Da er [illegible] vor

vor zwei Tagen bei Aufgang der Sonne über ein Feld gegangen wäre, sey er, in einer kleinen Entfernung vom Fußsteige, einen Menschen gewahr geworden, der auf der Erde ausgestreckt gelegen, und ihm entweder todt oder betrunken zu seyn geschienen hätte; er sey auf denselben zugegangen, und habe ihn todt, in der Brust an zwei Stellen verwundet, sein Kleid und sein Hemde blutig gefunden. Uebrigens habe er auch aus näherer Besichtigung der Wunden geschlossen, daß ihm dieselben mit einer Heugabel beigebracht worden wären. Endlich habe er sich in der Gegend, wo die Leiche gelegen hätte, auf allen Seiten umgesehn, und eine Heugabel wahrgenommen, die mit den Anfangsbuchstaben von dem Namen des Beklagten bezeichnet wäre." — Dabei brachte er denn die Heugabel selbst zum Vorschein, welche auch der Beklagte für die seinige erkannte.

Ein andrer Zeuge sagte aus: „er sey an dem Morgen desselben Tages, da diese Mordthat begangen worden wäre, sehr früh aufge-

standen, um nach einem benachbarten Flecken zu gehn; da ihm denn der Beklagte in einem tuchenen Kleide begegnet wäre. Er habe sich nachher aber nicht auf den vorgehabten Weg machen können, und wäre zu dem ersten Zeugen gegangen, um diesem zu sagen, daß er den Nachbar ermordet gefunden, und die Heugabel des Beklagten bei demselben gelegen hätte. Sie wären hierauf beide zusammen zu dem Beklagten gegangen, und hätten ihn festgenommen, und sogleich vor den Friedensrichter gebracht." Dieser zweite Zeuge setzte noch hinzu: „Da er diesen Mann während der Zeit, daß derselbe vom Friedensrichter verhört worden wäre, recht in der Nähe betrachtet hätte, habe er wahrgenommen, daß selbiger nicht mehr das nämliche Kleid angehabt habe, welches er des Morgens vor Begehung der Mordthat angehabt hätte. Dieser Umstand habe ihn stutzig gemacht, er habe sich nicht wenig über die Aengstlichkeit und die Ableugnung des Beklagten verwundert, und sey hernach selber, auf Befehl des Friedensrichters, in das Haus des Beklagten gegan-

gen. Daselbst habe er, nach langem Suchen, endlich das nämliche Kleid, das der Beklagte kurz vor der Begehung der Mordthat angehabt hätte, im Bettstroh, und über und über voll Blut gefunden."

Ein dritter Zeuge sagte sogar aus: „er habe den Gefangnen, einige Tage vor der verübten Mordthat, verschiedne Drohungen wider den unglücklichen Mann ausstoßen hören, den man ermordet gefunden habe."

Der Beklagte hingegen ließ es blos dabei bewenden, daß er antwortete: „es wäre freilich wol ein Streit zwischen ihm und dem ermordeten Manne entstanden, sie hätten auch alle beide, jeder für sich, ein Feld in dem nämlichen Kirchspiele, und diese lägen so dicht beieinander, daß er allemal, wenn er nach dem seinigen gehen wolle, über das Feld seines Nachbars gehen müsse. „An dem Tage nun, (fuhr er fort,) da mein Nachbar umgekommen ist, ging ich bei frühem Morgen auf mein Feld und hatte meine

Heugabel bei mir. Ich ward einige Schritt vom Fußsteige einen Mann gewahr, der ausgestreckt und unbeweglich da lag, als ob er todt oder betrunken wäre. Ich ging auf ihn zu, um ihm beizustehn, und sah, daß es mein Nachbar war, der im Todeskampfe lag, und in seinem Blute schwamm, welches in großen Strömen aus ein Paar sehr tiefen Wunden herausstürzte, die er in der Brust hatte. Ich richtete ihn auf, und gab mir alle mögliche Mühe, ihm zu helfen; ich gab ihm zu erkennen, wie herzlich nahe mir sein Zustand ginge, und bat ihn, mir seine Mörder zu nennen."

„Es rührte meinen Nachbar sichtbarlich, daß ich so viel Antheil an seinem schrecklichen Zustande nahm. Er wollte mit mir reden, konnte aber keine vernehmliche Silbe herausbringen. Kurz, nachdem er noch einige Minuten mit dem Tode gerungen hatte, stieß er einen fürchterlichen Seufzer aus, warf durch den Mund einen Strom von Blut, von dem ich überall an meinem Rocke naß und besprützt wurde, und gab seinen Geist auf."

„Ich sah vorher,“ fuhr der Beklagte fort, „daß wegen seines Todes die Vermuthungen am ersten auf mich fallen würden, weil die Zänkereien, die wir miteinander gehabt, und die Drohungen, die wir einer gegen den andern ausgestoßen hatten, im ganzen Dorfe bekannt waren. Diese Vorstellung verursachte mir die größte Angst, ich lief daher so geschwind fort, als ob ich selber der Mörder gewesen wäre, und in der Bestürzung, worin ich mich befand, ergriff ich die Heugabel des Ermordeten statt meiner eigenen, welche ich bei der Leiche liegen ließ. Ich eilte, so geschwind als möglich, nach Hause, und zog einen andern Rock an, aus Besorgniß, daß der Rock, den ich vorher anhatte, wider mich zeugen möchte, und diesen versteckte ich ins Bettstroh. Die nämliche Besorgniß war auch die Ursache, warum ich anfänglich leugnete, daß ich an gedachtem Tage einen andern Rock angehabt hätte, als den, worin mich meine Nachbarn festnahmen.“

„Dies ist die reine Wahrheit, obgleich ich nichts davon beweisen kann. Dem Ansehn nach

[illegible] [illegible] [illegible], in der That aber unschuldig, und darüber habe ich weiter keinen Zeugen, als Gott und mein Gewissen.“

Diese Vertheidigung machte ganz und gar keinen Eindruck auf das Gemüth des Präsidenten, und er sagte zu den Geschwornen ganz [illegible]lich: „Er seines Theils trüge kein Bedenken, diesen Mann der Mordthat für schuldig zu erklären.“

In England besteht nehmlich bei Criminalfällen das Gericht aus zwölf Geschwornen, welche der Beklagte sämmtlich für Leute seines Gleichen erkennen muß. Diese Geschwornen müssen auch alle einerlei Meinung seyn, denn eine einzige widersprechende Stimme hindert die Verurtheilung. Dabei ist es auch Gebrauch, daß der Lord Präsident die Geschwornen verläßt, um sie ungestört berathschlagen zu lassen.

Diesesmal debattirten die zwölf Geschwornen von früh, bis um neun Uhr des Abends.

Den Präsidenten nahm diese Langsamkeit bei einem Processe, der so einfach zu seyn schien, nicht wenig Wunder. Er schickte endlich zu ihnen, und ließ sie fragen: „wie es denn käme, daß sie noch immer beisammen wären?“ — Ihre Antwort war: „sie wären schon seit frühem Morgen alle einstimmiger Meinung gewesen, blos den ersten Geschwornen ausgenommen, der bei seiner Meinung, daß der Beklagte unschuldig sey, mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit, und mit einer Standhaftigkeit bliebe, durch die sie selbst am Ende gezwungen seyn würden, seinem Gutachten beizutreten.

Der Lord argwohnte eine Pflichtverletzung in dem Betragen dieses Geschwornen, und ließ allen zwölfen, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, andeuten: „sie würden ohne Feuer und Licht so lange beisammen eingesperrt sitzen müssen, bis sie alle einerlei Meinung wären.“ Sie traten also aufs neue zusammen, berathschlagten sich miteinander, und gaben sich alle mögliche Mühe, ihren Mitgeschwornen zu überzeugen, damit er

ihrer Meinung beitreten möchte. Allein alle ihre Bemühungen richteten nichts aus, der erste Geschworne beharrte auf seiner Behauptung, und erklärte, „er würde sein Gutachten, daß der Beklagte keinesweges der begangnen Mordthat schuldig wäre, nicht zurücknehmen, wenn es ihm auch selber das Leben kosten sollte.“ Weil also die übrigen elf keine Möglichkeit fanden, seine Hartnäckigkeit zu überwinden, so waren sie am Ende gezwungen, den Beklagten für nicht schuldig zu erklären.

Der Präsident des Gerichts sagte zu den Geschwornen, er müsse laut des Gesetzes ihren Ausspruch zwar unterschreiben, aber sie würden wahrscheinlich das Blut des Ermordeten auf ihrem Gewissen haben.

Sobald der Beklagte sein Urtheil hatte publiciren hören, fiel er vor den Geschwornen auf die Kniee, dankte der göttlichen Vorsehung, und sagte zu dem Lord-Präsidenten: „da sehn Sie Mylord! daß Gott und ein gutes Gewissen die besten Richter sind.“

Weil der Mann diese Worte mit gesetztem Ton und unveränderter Miene sprach, so machten sie auf den Lord den lebhaftesten Eindruck. Er ging nach Hause, und ließ von Stund an die genaueste Erkundigung von dem Lebenswandel und den Sitten des Geschwornen einziehen, der durch seine Hartnäckigkeit dem Beklagten das Leben gerettet hatte. Da er nun von allen Seiten kein andres Zeugniß hörte, als daß er ein ehrlicher, braver Mann wäre, so ließ er ihn endlich einmal zu sich kommen, und redete ihm zu, daß er ihm doch die Gründe seines sonderbaren Verfahrens bei diesem Processe vertrauen möchte.

„Die Bewegungsgründe zu meinem Verfahren, Mylord, (sagte der Geschworne,) will ich Eurer Herrlichkeit ohne Rückhalt eröffnen, wenn Sie mir bei Ihrer Redlichkeit und Ihrem Ehrenworte die Versicherung geben, daß Sie dasjenige, was ich Ihnen entdecken werde, keinem Menschen zu Ohren kommen lassen wollen, bis ich todt bin. — Der Mann, für dessen

Lossprechung ich so angelegentlich gesorgt habe, ist keinesweges der Mörder seines Nachbars, sondern ich selbst habe seinen Nachbar getödtet. Konnte ich also wol einen Mann, der so unverdienterweise beschuldigt wurde, mit gutem Gewissen zum Richtplatz schicken?"

„Der Mann, den die Zeugen todt gefunden haben," fuhr er fort, „war Zehnten-Einnehmer in unserm Kirchspiel, es war ein Mann von hartherzigem, auffahrendem, und gewaltsamem Wesen. Er war auf meinem Acker gewesen, und hatte mir mehr Weitzen abgezehndet, als ihm zukam. Ich ging daher, weil er mir von ungefähr begegnete, auf ihn zu, und hielt ihm seine Unbilligkeit vor, ohne ihm jedoch im mindesten übel zu begegnen; aber er antwortete mir mit einer Menge der gröbsten Schimpfreden, wurde trotz aller meiner Gelassenheit immer heftiger, fiel endlich sogar mit seiner Heugabel über mich her, und brachte mir damit ein Paar Stöße bei, wovon ich die Wahrzeichen noch diese Stunde an meinem Leibe trage. Ich

hatte nichts bei mir, womit ich mich hätte weh-
ren können, und doch mußte ich mich, da ich
einmal einem so wüthenden Menschen in die
Hände gefallen war, entweder meiner Haut weh-
ren, oder unter seinen Anfällen erliegen und
umkommen; also fiel ich ihn hitzig an, riß ihm
die Heugabel aus den Fäusten, stieß damit auf
ihn zu, und verwundete ihn tiefer als meine
Absicht war. Kurz, er hat an den Wunden, die
ich ihm beigebracht habe, sterben müssen."

„Nun konnte ich mich zwar wol versichert
halten, daß mich die Rechtmäßigkeit der Noth-
wehr gegen die Strenge des Gesetzes geschützt
haben würde; allein der Proceß hätte mich doch
mein und meiner Kinder ganzes Vermögen ko-
sten können, um den Schaden, den ich durch
diesen unvorsätzlichen Todtschlag verursacht habe,
zu vergüten. Da ich nun wegen des Mannes,
den die Nachbarn anstatt meiner, in Verhaft
genommen hatten, gar keine Ruhe haben
konnte, so bin ich, ein Paar Tage über,
immer im Begriff gewesen, die ganze Sache

so, wie sie sich zugetragen hat, zu gestehn. Es gelang mir aber durch Geld und Bitten, daß ich, wie ich es wünschte, zum ersten Geschwornen ernannt ward; und indessen habe ich auch dafür gesorgt, daß der Gefangne und seine ganze Familie nicht Mangel litten. Das Uebrige, Mylord, wissen Sie schon, und aus den Umständen, die ich Ihnen nun erzählt habe, sehen Sie wohl, daß ich nicht ohne Ursache bei meinem Gutachten geblieben bin."

3) Ein Becker in London erkennt einen als Dieb von ihm Angeklagten, für seinen Sohn.

Als ich einst, erzählt ein Augenzeuge, durch eine volkreiche Straße der Stadt London ging, bemerkte ich auf einmal ein herannahendes Geräusch von Menschen. Ein junger Mensch kam mit aller Macht gelaufen, und war ganz er-

schöpft, als er mich eben erreichte. „O Gott!“ rief er, und fiel nieder, indeß er ein Brodt, daß er unter seinem rechten Arm gehalten hatte, auf die Erde fallen ließ. Hundert Stimmen des nachfolgenden Pöbels schrieen: „Ein Dieb, ein Dieb!“ Man ergriff ihn, und hielt ihm sein Vergehen vor. „O, meine Herren,“ sagte er kaum athmend, „der Hunger trieb mich dazu.“ „Das glaube ich nicht, Schurke!“ schrie der Bäcker, und hielt ihn fest beim Kragen. „Oder wenn's wahr ist, was geht's mich an? Soll ich mich bestehlen lassen, weil Du hungerst? Wer von Ihnen, meine Herren, sah es, daß er mir das Brodt entwandte?“ — Drei bis vier aus der umzingelnden Menge meldeten sich als Zeugen. „Unter die Plumpe mit ihm!“ schrieen einige. „O Erbarmen!“ rief der unglückliche Mensch mit jammernder Stimme, und warf seine Augen umher, ob sich nicht ein weiches Herz unter dem wüthenden Haufen finden möchte, indeß die Straßenbuben ihn unerbittlich zu der angedroheten Züchtigung fortschleppten. „Laßt ihn gehen!“ rief ein ältlicher Herr mit gebieten-

dem Tone, indem er sich zu dem Schlachtopfer durcharbeitete, „unterstehe sich keiner, den jungen Menschen anzutasten! Er und ihr gehört vor die öffentliche Gerechtigkeit; entweder vergebt ihm, oder führt ihn vor einen Friedensrichter!“ — „Herr!“ erhob der Bäcker seine Stimme, sobald ihn seine gemischten Empfindungen dazu kommen ließen, „ich achte die Gerechtigkeit zu hoch, um einen Uebelthäter ungeahndet entkommen zu lassen, daher überliefre ich ihn der Polizei.“ — „Und ich (sagte der ältliche Herr mit Nachdruck,) werde ihn begleiten.“ Der Anstand dieses Herrn kündigte einen Mann von Bedeutung und Entschlossenheit an. Das Volk folgte nur von fern und schweigend.

Ich ging mit; befand mich dicht an der linken Seite des jungen Menschen; man nahm mich für seinen zweiten Vertreter, und so gelang mirs, dem Verhöre mit beizuwohnen.

Ich faßte den Unglücklichen nun schärfer ins Auge. Sein abgefallner Körper war das Bild

des Mangels; ein Zug von Verzweiflung stach aus seiner Miene hervor; aber ein schwächerer Zug von Hingebung mischte sich hinein. Kaum war sein Vergehen erwähnt, so gestand er es ein. „Und was konnte Euch dazu verleiten?“ fragte der Friedensrichter. „Hunger,“ antwortete der Elende mit einer Wildheit, die alle Zweifel über die Wahrheit seiner Antworten verjagte. „Wo wohnt Ihr?“ Keine Antwort. „Wollt Ihr mir nicht sagen, wo Ihr wohnt?“ wiederholte der Richter. Der junge Mensch schwieg. „Seyd nicht so hartnäckig! (fuhr der Richter fort,) gesteht mir, was Eure Profession ist, oder womit Ihr Euer Brodt verdient?“ Der junge Mensch warf einen Blick auf den Bäcker, aber antwortete nicht. Nun wandte sich der ältliche Herr an ihn, und ermahnte ihn so eindringlich zum Gehorsam, daß er seine Antwort begann.

„Ich weiß nicht, (hub er tiefseufzend an,) wo ich beginnen soll! — ich bin ein sehr unglücklicher Mensch — schon von Kindesbeinen

an kannte ich nichts als Elend und Schaam. — Wer mein Vater war, weiß ich nicht. Meine Mutter lebte in einem öffentlichen Bordell vom Lohne der Schande. Doch suchte sie mir das zu verbergen, und redete mit mir immer von Gott und unserm Heilande; sie lehrte mich beten, und weinte immer, wenn sie betete; ich lernte von ihr lesen, und in meinem Buchstabierbuche standen gute Sprüche von Gott, vom rechtschaffenen Lebenswandel, und von der Ewigkeit. Meine kindische Neugier wurde oft erregt, wenn ich sie und ihre Bekannten von ihren Vätern reden hörte, und ich fragte sie daher wiederholt: ob ich denn keinen Vater gehabt hätte? Sie antwortete mir aber niemals mehr, als „„Nein! mein Kind,““ und ihre Thränen flossen reichlich bei diesen Worten.“

„So verging die Zeit, bis ich dreizehn Jahr alt war, wo ich meine Mutter verlor. Sie hatte einer Freundinn im Fieber gewartet, welches ansteckend war, und ihr den Tod zuwege brachte. Ein Paar Minuten vor ihrem Hinscheiden rufte

sie

sie mich ans Bett, und erklärte mir das Geheimniß meiner Geburt. Diese Erzählung wurde ihr sehr schwer, und erschütterte ihre Nerven so gewaltig, daß sie gleich darauf den Geist aufgab."

„Von nun an erfuhr ich eine sehr verschiedene Behandlung; ich blieb zwar in dem nehmlichen Brodte, wurde aber den ganzen Tag über von der Frau zu den niedrigsten Diensten gebraucht. Alles das würde ich ertragen haben, weil ich aus Mangel an Aussichten keinen Stolz kannte. Aber die muthwillige Barbarei, der ich mich preis gegeben sah, machte mir meine Lage zu drückend. Einige junge Leute, die sich von Raub und Betrügereien nährten, ersahen mich als einen würdigen Genossen; ich stürzte mich in ihre Arme, und nahm an ihren Verbrechen Theil. Jedoch fand ich in kurzem, daß die Lasterhaften sich an kein Versprechen banden. Ihr tägliches Gezänk untereinander verleidete mir überdies ihre Gesellschaft."

„So lange meine Mutter noch lebte, waren Bücher eine Lieblingsunterhaltung für mich, welcher

ich alle Zwischenstunden widmete. Das, was ich in Schriften bewundern mußte, fand ich nun himmelweit von dem verschieden, was meine Gesellschafter betrieben, die ich deswegen hassen und verachten lernte. Ich wartete daher auf Gelegenheit, und machte hundert Entwürfe von ihnen loszukommen. Mehrmals entschloß ich mich, den Schutz eines tugendhaften Mannes zu suchen, allein Mistrauen in mein Glück benahm mir das Herz dazu."

„Zuletzt gelang mirs, einem Herrn empfohlen zu werden, der mich in seinen Dienst nahm. Ich war vor Freude außer mir. Meine Aufführung war gut, und gewann meines Herrn Liebe, bis er mit einem jungen Menschen bekannt wurde, der ehemals sehr ausschweifend gelebt, und mich gekannt hatte. Dieser brachte es, ich weiß nicht warum, bei meinem Herrn dahin, daß er mich, ohne eine Ursache anzugeben, abdankte. Dieser Verfolger ging in seinem Hasse so weit gegen mich, daß er meinen Ruf bei allen Bekannten meines Herrn, unter denen mich

vielleicht einer wieder angenommen hätte, an- schwärzte. Jeder kehrte mir mit Abscheu den Rücken zu, man wollte mich gar nicht sehn. Meine vorigen Genossen im Laster verachteten mich nicht minder, weil ich während der Zeit, da ich diente, mit ihnen gebrochen hatte. Kurz darauf wurde ich krank und dem Grabe nahe gebracht. Als ich mich ein wenig erholt hatte, wollte ich Soldat werden. Aber der Werbeoffi- cier wies mich ab, weil ich zu entkräftet wäre. Nun ergriff mich die Verzweiflung. Ich lag zwei Tage und zwei Nächte in der elendesten Woh- nung, ohne die geringste Nahrung über meine Lippen zu bringen. Ich wünschte mir den Tod. Aber meine Natur war mächtiger als der Wunsch. Unerträglicher Hunger trieb mich auf die Stra- ße. Ich konnte zu Niemand meine Zuflucht neh- men, und mit Betteln fürchtete ich wegen mei- ner Jugend nichts zu erlangen. Ich kam bei dem Laden dieses Bäckers vorüber, und ein Brodt, das dort lag, versuchte mich so heftig —"

„Genug mein Sohn, (sagte der erweichte Richter,) ich glaube Euch alles. Euer ganzes

Wesen zeugt für Euch. Ihr müßt erst essen, ehe Ihr fortfahrt zu erzählen.“ — Er ließ sogleich eine Flasche Wein nebst Fleisch und Brodt bringen, welches alles der arme Mensch in wenigen Minuten gierig verschlang. Während der Zeit wurde der Bäcker befragt: ob er auf dem Arrest beharre, und dieser verzieh ihm völlig.

„Meine Mutter,“ nahm der Unglückliche jetzt erfrischt das Wort, „war eines Landmanns Tochter in der Grafschaft Nottingham, und lebte bis ins achtzehnte Jahr in Friede und Unschuld. Um diese Zeit kam ein junger Mensch ins Dorf, der, seiner Gesundheit wegen, sich einige Zeit auf dem Lande aufhalten wollte. Er sah meine Mutter, sie gefiel ihm, und er suchte sich bald darauf in ihrer Eltern Hause bekannt zu machen, wo man ihn mit aller Gastfreundschaft empfing. Er bezahlte diese mit Verführung der Tochter. Als ihre Mutterschaft nahete, drang sie in ihn, ihr sein Versprechen der Ehe zu halten; aber er verließ sie, und begab sich in das unermeßliche London. Sie durfte

es nicht wagen, ihren Fehltritt den Eltern zu eröffnen. Was die Großstädter Schwachheit nennen, war bei ihnen unverzeihliches Verbrechen. Meine Mutter mußte bei Nacht und Nebel ihre Heimath mit dem Rücken ansehn. Sie eilte nach London. Das Sümmchen, was sie kärglich erspart hatte, war bald im fruchtlosen Aufsuchen ihres Verführers daraufgegangen. Sie sah stündlich ihrer Niederkunft entgegen. Der Mangel führte bald die Noth herbei, und — da sie eben so schön als arglos war, fiel sie einer Kupplerinn in die Hände, in deren Hause ich geboren wurde."

„Wie hieß seine Mutter?" unterbrach ihn der Bäcker. —

„Sarah Miller!" —

„Großer Gott — Du bist mein Sohn!" rief der Bäcker mit bebender Stimme, und stürzte ihm an den Hals. — „Alles was ich habe, soll Dein seyn." Unter den heißesten Thrä-

nen verwünschte er sein Vergehen der Treulosigkeit, und nur der menschenfreundliche Friedensrichter vermochte, ihn, auf seine jetzige Pflicht zurückzuweisen, indem er beide mit einer so ernsten als sanften Vermahnung entließ.

---

4) Eine Perücke bringt in Lebensgefahr, und rettet vom Tode.

Daß in England oft Männer vom feinsten Stande und von den besten Familien, wenn Spiel, Ausschweifung oder Unfälle sie in Verlegenheit setzen, die Landstraße zu bereiten, und dem ersten dem besten, ihr Pistol, das aber oft nicht geladen ist, vorzuhalten, und die Börse abzufordern pflegen, ist eine allgemein bekannte Sache. Einst hielt einer von diesen sogenannten Highwaymen eine Landkutsche an, und nahm vorzüglich einen darauf befindlichen Wollhändler mit, der, ganz unvorbereitet auf solch einen Ue-

berfall, sich nicht blos mit ein Paar Guineen, sondern mit einer ziemlich ansehnlichen Banknote lösen mußte. Der Räuber, dem daran gelegen seyn mußte, unerkannt zu bleiben, hatte unter andern Hülfsmitteln sich auch einer schwarzen Perücke bedient, die fast sein ganzes Gesicht verhüllte; und kaum war er einige hundert Schritt von dem Orte seines Fanges entfernt, als er die Perücke wegwarf, und im gestreckten Galopp entfloh. Die Straße, wo dies geschah, gehörte nicht zu den sehr besuchten Straßen Englands, und die Perücke war überdies noch auf einen Nebenweg hingeschleudert worden; sie lag daher eine ziemliche Weile, ehe sich ein Liebhaber dazu fand. Aber endlich kam der einzige Sohn eines reichen Esquire, dessen väterliches Gut in der Nähe war, geritten, sah sie, und unglücklicherweise kam es ihm in den Sinn, sich einen Spaß damit zu machen. „Wenn ich dies Scheusal (dachte er bei sich selbst,) aufsetzte, so würde mich vielleicht unser eignes Hausgesinde, wol gar meine leibliche Schwester nicht kennen. Ich habe ja nicht weit bis nach Hause, was

thut's, ich will's versuchen." Er stieg vom Pferde, setzte sich die Perücke auf, und ritt gelassen weiter. Bevor er auf seines Vaters Grund und Boden kam, mußte er noch die Landstraße durchschnei den, und bei einem Schlagbaume und einem Zollhause, wo das Wegegeld entrichtet ward, Halt machen. Durch einen Zufall hielt die vor kurzem erst beraubte Landkutsche hier still, und der Wollhändler erzählte einigen Bekannten, die er daselbst antraf, sein trauriges Abentheuer. Als er nun im besten Erzählen den jungen Esquire daher traben sah, und auf seinem Kopfe jene Perücke erblickte, die er sich nur allzugut gemerkt hatte, unterbrach er sogleich seine Erzählung und rief hastig: „Ei seht da! unser Highwayman! greift ihn, greift ihn!" Seine Gefährten, getäuscht wie er, legten sofort Hand an. Ehe der bestürzte Jüngling nur ein Wort reden konnte, war er auch schon vom Pferde heruntergezogen. Es half ihm nichts, daß er sich zu erkennen gab, nichts, daß der Zolleinnehmer selbst für ihn und seine Unschuld Leib und Leben zu verpfänden sich erbot, nichts, daß von

allen geraubten Sachen auch nicht das geringste bei ihm gefunden wurde. Der Wollhändler blieb dabei, daß er in ihm seinen Räuber erkenne. Seinem Begehren der Verhaftung mußte gewillfahrt werden, und der peinliche Prozeß nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Der Sachwalter des jungen Esquire that alles mögliche, um die Schuldlosigkeit seines Clienten in ein helles Licht zu setzen. Man gab ihm durchgängig das vortheilhafteste Zeugniß, aber wegen der verdächtigen Viertelstunde konnte er doch durch keinen Zeugen sich rechtfertigen. Der Wollhändler, auch ein sonst unbescholtner Mann, beharrte auf seiner Aussage, legte den Eid darauf ab, und die zwölf Geschwornen sprachen das fürchterliche Schuldig aus. In England werden, wie bekannt, alle Gerichtshändel bei offnen Thüren geführt. Bei dem gegenwärtigen Verhöre war der wahre Thäter vom Anfang bis zu Ende Zuschauer gewesen, hatte aber weislich geschwiegen, bis die Geschwornen gestimmt hatten. Jetzt trat er hervor, wandte

sich zum Richter, und sagte: „der Criminalproceß sey zwar ganz ohne Partheilichkeit, ganz ohne Verletzung irgend eines Gesetzes geführt worden; jedoch schiene es ihm, als hätten Kläger und Geschworne zu viel auf den Punkt mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt sey, so wolle er dieß sofort durch ein augenscheinliches Beispiel beweisen.“ — Der Richter, der nichts eifriger wünschte, als den Angeklagten retten zu können, gab diesem Neuauftretenden sehr gerne die Erlaubniß, seinen Beweis zu führen, und ließ ihm die Perücke reichen, die während des ganzen Handels dagelegen hätte. Er warf sie sich auf, indem er den Wollhändler den Rücken zukehrte. Dann aber wandte er sich schnell zu ihm um, und mit eben dem Blick, dem Ton, der Geberde, der Drohung in Hand und Worten, womit er ihn beraubt hatte, rief er: Deine Börse her, Elender!

Kaum sah dieser so plötzlich jenes Original vor sich stehn, als er augenblicklich seinen bisherigen Irrthum und seinen wahren Räuber er-

kannte. „Gott verdamme mich, (schrie er) — ich habe mich betrogen, dieser hier ist mein Räuber!“ — Aber eben so rasch war jener mit dem schwarzen Stutz wieder herunter, und wandte sich lächelnd zum Richter: „Ewr. Herrlichkeit sehen nun, wie zweifelhaft dieser gute Mann durch die Perücke gemacht wird; kaum sieht er mich ganz Unschuldigen; mich, der ich so lange völlig unbemerkt dicht vor seinen Augen gestanden habe, in dieser Bedeckung des Hauptes, so bin ich sogleich, seinen Gedanken nach, sein Räuber. Wenigstens aber hat er jetzt seinen Eid widerrufen, und den Beklagten freigesprochen.“

Nach den Gesetzen war über diesen Punkt keine Frage mehr, und eben so wenig konnte der Kläger, nach einem so eben geleisteten falschen Eide, noch einen neuen schwören, oder irgend eine Klage gegen seinen muthmaßlich wahren Räuber anheben; zumal da gegen diesen nicht der geringste Verdacht obwaltete.

5) Massow's hundertjähriger Nachtwächter.

Zu Massow, einem Städtchen in Pommern, lebte noch zu Anfang des Jahrs 1804 ein Mann von 165 (oder wie er selbst behauptete, von 107) Jahren, der noch ziemlich gut sah und hörte, dem Essen und Trinken schmeckte, und der an seinem Stabe noch ganz allein durch die Stadt wandelte. —

Als im siebenjährigen Kriege ein Corps Russen bei Massow stand, gerieth er einst in Verdacht eines Diebstahls. Die Russen machten kurzen Prozeß mit ihm, schleppten ihn vor die Stadt hinaus, errichteten in aller Eile einen Galgen, schlangen ihm einen Strick um den Hals, und standen eben im Begriff, ihn aufzuknüpfen, als ein russischer Officier, ein geborner Deutscher, vorbeiging, die Exekution aufhielt, und den Delinquenten fragte, was er begangen habe? Das wußte der arme Schelm

selber nicht; und da er doch nun jemand vor sich hatte, der seine Sprache redete, so betheuerte er seine Unschuld. Der Officier fragte nach seinem Geburtsorte, er nannte ihm eine kleine Stadt in Schlesien, und es ergab sich, daß der Officier sein Landsmann war. Er selber war ein Schuhknecht, und vor vielen Jahren mit dem Bruder des Officiers, der gleichfalls ein Schuhknecht war, auf der Wanderschaft gewesen. Nunmehr nahm sich der Landsmann seiner treulich an, untersuchte die Sache auf der Stelle, entdeckte den Dieb unter seinen eignen Leuten, und ließ ihm auf der Stelle die Padoggen geben. Dem Schuhknecht rieth der Officier jedoch, sich eiligst nach der Stadt zu verfügen, indem der Bestrafte ein paar verwegene Brüder unter dem Corps habe, die gewiß versuchen würden, ihren Bruder zu rächen. Der Erlöste lief was er konnte, und es war hohe Zeit. Denn dicht am Thore ereilten ihn noch zwei Flintenkugeln, wovon ihm die eine zwei Knöpfe vom Wamse nahm. Man sieht, daß eine höhere Macht ihn schützte.

Nachdem er 48 Jahr dem Staate als Soldat gedient hatte, belohnte man ihn durch den Nachtwächterposten in dem Städtchen Massow. —

II.

Merkwürdige Entdeckungen begangener Verbrechen.

6) Selbstverrath einer Verbrecherinn.

Zu Bareuth lebte eine arme ledige Frauensperson, die schon tief in die mannbaren Jahre gekommen war, und der man weiter nichts vorzuwerfen wußte, als daß sie einen Fehltritt der Liebe begangen hatte, sonst aber ein ehrliches, gutes und ziemlich einfältiges Mädchen war. Mühsam erwarb sie sich ihren Unterhalt, indem sie wöchentlich ein paarmal von Bareuth nach Nürn-

berg ging, dahin einige Gartenfrüchte zu Markte trug, und nebenbei Briefe hin und wieder bestellte. Ein kleiner Spitz, mit dem sie ihr kärgliches Brodt theilte, war ihr Begleiter und half ihr oft Weg und Steg suchen, wenn eine finstre Nacht oder ein Schneegestöber sie in Verlegenheit setzte.

Zwischen Bareuth und Nürnberg liegen einige Strecken Waldes. Als diese Frauensperson einst auf ihrer Wanderschaft begriffen war, blieb der Hund bei einem seitwärts gelegnen Strauche stehn, spürte, kratzte, ward unruhig und bellte. Sie rief ihn, ging, als er durchaus nicht von der Stelle wollte, selbst hin, und sah mitten im Gesträuche ein saubres leinenes Päckchen liegen. Voll Freude hob sie es auf und wollte eben sehn, was es enthielte, als sie nicht weit von sich ein paar Reiter hersprengen hörte. Eine plötzliche Furcht wandelte sie an, daß diese den Fund mit ihr theilen oder für sich behalten möchten; sie hielt daher fürs beste, das Päckchen wieder ins Gesträuch zu werfen, ihren Weg fort-

zu-

zugehn, die Reiter vorbeizulassen und dann zurückzukehren. Das erste geschah, aber nicht so unbemerkt, als sie gehofft hatte. Die Reiter waren der Kriminalrichter aus Bareuth und sein Bedienter. Erstrer hatte gesehn, daß diese Frauensperson etwas in den Strauch warf und dann sich schnell entfernte. Dies war ihm verdächtig. Er holte sie bald ein und fragte, was sie dort im Gesträuche vorgenommen hätte? Sie fuhr erschrocken zusammen und antwortete: „Nichts, gar nichts!" Dieses Erschrecken vermehrte den Argwohn, daß es nichts Gutes gewesen seyn müsse. Sie mußte mit umkehren; der Bediente stieg bei dem Gebüsche ab; das Päckchen ward bald gefunden; man öffnete es, und fand ein todtes, mit sichtlicher Gewalt ermordetes Kind.

Man kann sich leicht den Schrecken der armen Frauensperson vorstellen. Sie erzählte zwar buchstäblich die Wahrheit, aber wer glaubte sie ihr? Sie bat himmelhoch, sie gehn zu lassen, aber wie war das möglich? Mit der einen Hand

an das Pferd des Bedienten gebunden, mußte sie nun mit nach Bayreuth, und ihr Weg ging gerade ins Gefängniß. In der ganzen Stadt zweifelte niemand, daß sie die Mörderinn sey.

Die Untersuchung nahm ihren Anfang, aber nicht so, wie sie wol gesollt hätte. Das Kind ward besichtigt, aber nicht die angebliche Verbrecherinn. Bei einer körperlichen Untersuchung müßte es sich unleugbar ergeben haben, ob sie erst vor kurzem wieder Mutter geworden sey. Aber weil so viel gegen sie sprach: der Ort, wo sie gefunden wurde, ihr Halten des Päckchens, ihr Wegwerfen und Weggehn, ihr Leugnen und Erschrecken, selbst ihr ehemaliger Fehltritt; so war man fest überzeugt, daß ihr Betheuern Unwahrheit sey, verhörte sie und verschickte die Akten zum Spruch.

Damals galt noch die Folter für ein Mittel, verstockte Sünder zum Geständniß zu bringen. Es ward auch hier auf die peinliche Frage erkannt. Die Daumschrauben, die Leiter u. s. w.

wurden dreimal an dem Körper der Leidenden versucht. Aber, wunderbar genug! alle dreimal blieb sie bei Behauptung ihrer Unschuld, und man mußte die Folter aussetzen, weil längeres Anhalten tödtlich gewesen wäre. Sie ward ins Gefängniß zurückgebracht, damit sie wieder einige Kräfte sammeln möchte und dann noch einmal gefoltert werden könnte.

Eine Halsstarrigkeit dieser Art machte gewaltiges Aufsehn. Das Gerücht davon durchlief das ganze Fürstenthum; allenthalben sprach man von dieser verstockten Sünderinn. Schon sprach man davon, ob sie nicht gar ein Bündniß mit dem Teufel haben möchte.

Aber auch unter Bauern giebt es zuweilen Köpfe und Herzen, die ihren eignen Gang nehmen, die beim Zeitungslesen sich immer zur schwächern Partei schlagen, und beim Streite nicht selten die scheinbarsten Irrsätze vertheidigen. Ein solcher befand sich auch in dem Dorfe L * * n. Er hatte schon über dies und jenes Ge-

setz, diese und jene freiwillige Steuer gespöttelt. Jetzt, als er hörte, daß man die Kindermörderinn die nächste Woche abermals auf die Folter bringen werde, war er laut der Meinung, daß ihm dies nicht gefalle, und führte seinen Beweis also: „Die Frauensperson ist entweder schuldig oder unschuldig. Im ersten Falle hat sie Strafe verdient, aber auch schon erhalten. Den Kopf schlägt man nur Einmal ab; es muß verdammt albern damit zugehn, wenn das über eine Minute dauern soll, und dann ists vorbei. Zweimal gefoltert werden, das ist ärger als dreimal sterben; und so lange an einem recken und zerren, bis man eine Weile aussetzen muß, das ist nicht gerichtliche Untersuchung, sondern gerichtliche Barbarei. Sollte nun zumal am Ende das Frauenzimmer gar unschuldig seyn —"

„Das ist sie nun wol gewiß nicht! das kann nicht seyn!" schrie hier der ganze Trupp seiner Zuhörer. Alle rechneten ihm die oben erwähnten ungünstigen Umstände noch wohl vermehrt her; aber alle bewiesen, überschrieen und

überzeugten ihn, doch nicht. Daß die Wahrscheinlichkeit gegen das Frauenzimmer spreche, gestand er ein, führte aber für einen Bauer recht gut aus, daß doch Wahrscheinlichkeit nicht Gewißheit, und Verdacht nicht Ueberzeugung sey, und blieb bei der Folgerung: am Ende könne die Gefangne doch unschuldig seyn.

Indem am Tische die Bauern sich so stritten, saß in einiger Entfernung auf der Ofenbank ein junges, starkes Bauermädchen, die Dienstmagd eines Freihüfners und Wittwers aus einem zwei Stunden entlegnen Dorfe. Sie war von einem Gewitterschauer in die Schenke getrieben worden, und wollte warten, bis es ausgeregnet hatte. Sie war keinesweges ohne Reize, und dabei recht sauber gekleidet; da sie aber in diesem Dorfe keine Bekanntschaft hatte, so machte sich niemand etwas mit ihr zu schaffen. Hinter ihr auf der Ofenbank lag ein junger Bursche, der den Tag über beim Wirthe gearbeitet hatte. Das Mädchen hatte ihn entweder nicht bemerkt, oder geglaubt, daß er

schlafe. Ihre Aufmerksamkeit war ganz auf das Gespräch an dem Tische gerichtet, und als der erwähnte Redner in seiner Vertheidigung der angeblichen Kindermörderinn sich mehreremale des Ausdrucks bediente: „wer weiß aber, ob das Frauenzimmer es auch gethan hat,“ da bückte sich diese Fremde über den Korb, als suche sie etwas darin, und seufzte für sich: „Ja wohl hat sie es nicht gethan!“

Diese Worte entgingen dem jungen Burschen hinter ihr nicht; es lag für ihn in den Worten selbst und noch mehr in der Innigkeit, womit sie ausgestoßen wurden, etwas sehr merkwürdiges. Je länger er darüber nachdachte, je bedenklicher schienen sie ihm. Er verharrte noch ein Weilchen in seinem angenommenen Schlafe, ahmte dann einen ersterwachenden Menschen nach, ging zur Thür hinaus, rief den Wirth und erzählte ihm das Gehörte. Dieser fand nicht viel merkwürdiges daran; aber als jener immer darauf beharrte, daß der Ton doch gar zu sehr von Herzen gekommen sey, ward auch

die Wirthinn herzugerufen, welche gleich der Meinung war, daß dahinter allerdings wol mehr stecken könnte. Sie kannte die Dirne und besann sich, daß sie vor einem Jahre gekränkelt habe, seit einigen Monaten aber wie Milch und Blut aussehe. Sie hegte die Muthmaßung, daß sie wol nicht ohne Nebenursache so lange bei einem Wittwer diene, nicht ohne Nebenverdienst so gut sich trage. Kurz, was bei dem ersten Erzählen nur verworrene Muthmaßung gewesen war, das ward hier fast so gut als entschieden angenommen. Ihr Mann trat ihrer Meinung bei, der Dorfrichter ward aus der Schenkstube gerufen, ihm alles erzählt, und von der Wirthinn das Gutachten angehängt, daß man das Mädchen sofort verhaften solle, weil sie im ersten Schreck alles bekennen werde.

Dieser Vorschlag schien dem Dorfrichter bedenklich zu seyn. Da aber schon drei Menschen übereinstimmten; da man ihm bewies, daß in der Ueberraschung die größte Hoffnung der zu entdeckenden Wahrheit liege; und da die

Wirthinn behauptete, es könne im schlimmsten Falle doch keine üble Folgen haben, wenn man, eine unschuldige Person zu retten, eine schuldige auszuforschen suche: so gab der Richter nach, holte ein paar Gehülfen, und die Magd ward verhaftet, eben als sie weiter gehen wollte. Sie erschrak außerordentlich, fragte zitternd nach der Ursache; und als man ihr zur Antwort gab, sie möchte sich besinnen, was sie vor einigen Monaten angestellt habe, kam ihr eine Ohnmacht nahe. Als man endlich jene Worte ihr vorhielt, wußte sie noch minder eine Erklärung davon zu geben; kurz, noch ehe eine Stunde verging, bekannte sie frei, daß sie selbst die Mutter, die Mörderinn und auch die Weglegerinn des Kindes sey.

Des andern Tages ward sie abgeführt, blieb auch bei dem Verhöre in der Stadt bei ihrem Geständniß, gab alle Umstände so genau an, daß jeder Zweifel verschwand, und erlitt nach einigen Monaten ihre Strafe. Jene Unschuldige aber, durch ein so sonderbares Zusammentreffen kleiner

Zufälligkeiten angeschuldigt und wieder gerechtfertigt, ward nun vom Gerichte als unschuldig erkannt und wieder in Freiheit gesetzt. Die grausame Folter hatte sie des gehörigen Gebrauchs ihrer Glieder beraubt; nur gebückt konnte sie fortan schleichen und in ihren ausgerenkten Armen war keine Kraft mehr. Man gab ihr daher eine sogenannte Spitalpfründe, das heißt, Kost und freie Wohnung auf Lebenslang, und sie erreichte, doch vielleicht nicht so bedauert, als sie verdiente, ein ziemlich hohes Alter.

---

7) Die gefährdete Unschuld kommt durch ein Vergehen gegen den Schuldigen an den Tag.

Ein Mann, den man dem äußern Scheine nach für ehrlich hielt, trieb heimlich Straßenraub; besonders lauerte er den Kaufleuten auf, die nach der Messe reiseten.

Einst überfiel er auch einen Kaufmann auf der Straße. Da dieser sich wehrte, gab er ihm einige tödtliche Stiche. Nun nahm er ihm Geld und Uhr ab und ließ ihn liegen. Um nicht entdeckt zu werden, leerte er den Geldgurt des Kaufmanns und warf ihn weg.

Bald hernach kam ein andrer Reisender dieselbe Straße, fand den ledigen Geldgurt, und weil derselbe noch gut war, hob er ihn auf, und nahm ihn mit. — Nun kam er an die Stelle, wo der verwundete Kaufmann lag. Er besah und befühlte ihn, und da er noch Wärme bei ihm spürte, nahm er sich seiner an, und versuchte, ob er ihn wieder zum Leben bringen könne.

Ueber dieser wohlthätigen Bemühung ertappten ihn einige Bauern, hielten ihn für den Mörder, und nahmen ihn gefangen. Er mochte seine Unschuld betheuern, so viel er wollte, es half nichts; er mußte mit vor Gericht.

Die Richter ließen ihn visitiren; man fand

bei ihm den Geldgurt des ermordeten Kaufmanns, welchen die Verwandten desselben wohl kannten; man schloß etwas übereilt daraus, daß er der Mörder sey; und ob er es gleich nicht eingestand, so wurde er dennoch zur gesetzlichen Strafe verurtheilt.

Der wirkliche Mörder hatte indessen von der Sache gehört, und war so verwegen, daß er selbst ins Gefängniß ging, um den Unglücklichen zu sehn, der für seine That büßen sollte.

In der Zeit aber, da er in das Gefängniß gegangen war, um den Menschen zu sehn, der unschuldig sterben sollte, brach sein Knecht den Schrank auf, stahl die Uhr des ermordeten Kaufmanns, und verkaufte sie einem Juden. Der Jude bot sie feil, und kam damit zufällig zu einem Manne, der sie kannte. Dieser zeigte es bei dem Gerichte an. Die ganze Sache kam an den Tag, und der Unschuldige ward gerechtfertiget. —

8) Entdeckung eines zwanzigjährigen Menchel-mordes.

Als im Jahre 1664 Orlando Bridgman und Samuel Brown bei einem Geschwornengericht in Essex als Richter saßen, wurde der peinliche Untersucher eines Vormittags abgerufen, um die Gebeine eines Menschen zu besichtigen, die man in einem tiefen Graben gefunden hatte. Man hatte diesen an einer Stelle gemacht, wo vormals bald eine Hecke, bald ein Zaun gestanden hatte. Die Richter untersuchten die Sache, und fanden, daß das Haus ehemals eine kleine Herberge mit dem Zeichen zum weißen Roß gewesen sey, daß der Wirth und die Wirthinn schon seit sieben bis acht Jahren todt wären, und daß man einige Zeit vor ihrem Tode auf einmal Geld und Wohlstand bei ihnen bemerkt habe. Sie hatten keine Kinder hinterlassen, und man konnte auch keinen noch lebenden Dienstboten auftreiben, welcher damals im Hause gewesen war.

Der Physikus des Orts behauptete, die Person, deren Gebeine man gefunden habe, möchte etwa dreizehn bis vierzehn Jahr todt seyn. Das Haus war von dem jetzigen Besitzer erst neuerlich gekauft, zu einer Privatwohnung eingerichtet, und beträchtlich ausgebessert. Die Gartenhecke war eingegangen, und statt derselben hatte der Eigenthümer einen starken Zaun aufführen lassen. Da aber auch dieser in kurzem verwildert und zerbrochen war, beschloß er, eine tüchtige Ziegelmauer anzulegen. In dieser Absicht ließ er eine tiefe Grundlage graben, und entdeckte bei dieser Gelegenheit die Ueberbleibsel eines mehr als gewöhnlich großen menschlichen Körpers.

Als Lord Bridgman nach London zurückkam, ließ er eine Anzeige in die Zeitungen setzen, in welcher von einem muthmaßlichen Morde die Rede war. Zugleich forderte er diejenigen auf, die vor mehr als etwa zwölf Jahren in diesem Hause gedient hätten, sich zu einem Friedensrichter zu begeben, und alles, was sie

etwa in Bezug auf diese Sache wüßten, demselben mitzutheilen.

Diese Nachricht wurde unter andern in einem Bierhause in Nordhamptonshire gelesen, und gab zu allerlei Reden Veranlassung. Ein Dienstmädchen, das entweder wirklich in dem Hause diente, oder sich bloß zufälliger Weise da befand, hörte sie ebenfalls mit an, und wurde dadurch so sehr erschüttert, daß sie mehrere Nächte hintereinander nicht schlafen konnte, und nicht eher Ruhe hatte, als bis sie sich zu einem Friedensrichter begab, und ihm ihre Entdeckung mittheilte. Dieser schickte ihre Angaben an den Oberrichter ein, worauf er von diesem Befehl erhielt, dem Mädchen das nöthige Geld auszuzahlen, und sie nach London zu schicken. Ihre Aussage vor Gericht war folgende: „vor etwa zwölf Jahren hätte sie bei den Leuten gedient, welche das weiße Roß zu Chelmsfort besessen hätten. Eines Abends spät sey noch ein Fremder angeritten gekommen, der ein schweres Felleisen hinter sich gehabt hätte,

welches sie und die Wirthinn nicht allein zu tragen im Stande gewesen wären; die Letztre hätte es nachher sorgfältig in ihr Kabinet verschlossen. Der Gast habe sich ein sehr gutes Abendessen bestellt, dabei tüchtig getrunken, und der Wirth und die Wirthinn hätten ihn betrunken zu Bett gebracht. Den Morgen darauf habe die Wirthinn sie sehr früh geweckt, und sie wol eine Meile weit nach Milch geschickt, wobei sie ihr gesagt habe, daß sie den Gast schon bedienen wolle, wenn er jemand nöthig haben sollte. Als sie wieder zurückgekommen sey, habe ihr die Wirthinn gesagt, der Gast sey schon abgereist, und habe ihr sechs Pence hinterlassen. Sie habe hierauf das Gastzimmer reinigen wollen, es aber verschlossen gefunden und daher nach dem Schlüssel gefragt. Die Wirthinn habe erwidert, sie wolle es schon selbst rein machen, und ihr Einen unnöthigen Gang nach dem andern aufgetragen. Wie ihr geschienen habe, so habe der Wirth nebst der Wirthinn und dem Hausknechte den Gast in der Nacht ermordet, die Leiche in ein Betttuch gewickelt und in ein verschlossenes Zim-

mer gelegt. Oft haben sich dieselben insgeheim miteinander besprochen. Sie habe bemerkt, daß der Hausknecht drei Tage hintereinander Wasser in einen Nebenstall gebracht habe, um ein Pferd zu tränken, und daß er dieses nachher eines Morgens sehr frühzeitig fortgeritten habe, ohne es wieder zurückzubringen."

Ferner sagte das Mädchen aus, daß sie durch ein Schlüsselloch in das Zimmer des Fremden gesehen, und daß sie etwas als einen eingewickelten Leichnam erblickt habe; die Wirthinn habe sich gegen sie sehr mürrisch betragen und Gelegenheit gesucht, sie ganz aus dem Hause zu schaffen. Da sie aber darüber hitzig geworden sey, so habe sie sich einiger Ausdrücke bedient, welche Argwohn verrathen hätten, als ob der Gast ermordet sey, und als ob man sie eben darum fortschaffen wolle; alle drei wären hierüber äußerst betroffen gewesen, und hätten ihr nach mancherlei Ränken und Anschlägen gesagt: sie habe eine boshafte Zunge; dergleichen Aeusserungen könnten leicht unschuldige Menschen ins

Ver-

derben stürzen; darauf hätten sie ihr fünf Pfund Sterlinge angetragen, wenn sie sich entfernen und schwören wolle, die Gegend von Essex nie wieder zu betreten, worein sie auch aus Furcht, das Leben zu verlieren, gewilligt habe, und nie wieder in die Gegend gekommen sey.

Der Angabe des Mädchens nach hatte der Gast ein dunkelfarbenes Kleid und auch eine solche Weste angehabt, einen weißen Hut getragen, und war von großer Statur gewesen. Zugleich nannte und beschrieb sie den Hausknecht, und es fand sich, daß er unterdessen ein reicher Pachter geworden war; man ergriff ihn und warf ihn ins Gefängniß.

Auf diese Entdeckung setzte man wieder eine Anzeige in die öffentlichen Blätter, worin die Person des Ermordeten genau beschrieben, und die Anweisung gegeben wurde, daß, wofern jemand von einem Menschen wisse, welcher so und so viele Jahre lang vermißt werde, eine beträchtliche Summe Geld bei sich geführt, und den

Weg nach Chelmsford genommen habe, oder wo irgend jemand Umstände angeben könne, welche zur Entdeckung dieser Person führten, er sich zum nächsten Friedensrichter begeben, und Anzeige davon machen solle.

Als diese Nachricht in der Stadt Ely in Cambridgeshire bekannt wurde, konnte eine Weibsperson, die bei Sir Sands in Diensten gestanden hatte, ebenfalls nicht eher wieder ruhig werden, als bis sie einem Friedensrichter folgende Anzeige machte: „Daß zu der in der Anzeige bemerkten Zeit ein gewisser Kiderminster, der neben ihr gedient habe, und gerade damals Verwalter des Rittergutes Willingham gewesen sey (wovon er die Einkünfte bezog, und sie den Mrs. Wilhelm Spring und Cavill auszahlte, welche verschiedne Pfandstücke auf das besagte Gut besaßen), ihr die Ehe versprochen und gesagt habe, er werde sich von den erwähnten Einkünften so viel als möglich zu verschaffen suchen, sich sodann insgeheim über Essex nach London und sofort nach Ir-

land begeben, und wenn er daselbst ein Gut gepachtet habe, so wolle er sie nachkommen lassen." Uebrigens beschrieb ihn diese Weibsperson gerade eben so, wie es das obige Mädchen gethan hatte.

Auch diese Zeuginn wurde vor Gericht vernommen, und es fanden sich noch zwei andre Zeugen: der Eine war ein Schneider, der damals die Kleidungsstücke für den Gefangnen geändert, der Andre aber ein Hutmacher, der den weißen Hut schwarz gefärbt hatte. Beide erklärten, daß diese Sache wol vor zwanzig Jahren vorgefallen sey. Der Hausknecht wurde daher für überführt geachtet und hingerichtet.

9) Ein Schädel verräth nach 28 Jahren eine Mordthat.

Ein Todtengräber machte ein Grab, und warf einen Todtenkopf heraus. Hernach sah er

von ungefähr, daß derselbe sich bewegte. Er ging hinzu, um die Ursache zu erforschen, und fand, daß eine Kröte darin saß. Zugleich sah er aber auch, daß ein langer Nagel in der Hirnschale stak, der tief in den Kopf hineingeschlagen war.

Die Sache scheint ihm bedenklich. Er nimmt den Kopf, und trägt ihn zum Pfarrer. Dieser erstaunt über den Anblick, und kommt bald auf die Vermuthung, daß hier ein Mord vorgegangen seyn müsse.

Er fing an nachzuforschen, wer hier begraben sey? Lange konnte er keine gewisse Nachricht erfahren, und war schon im Begriff, die Sache ruhen zu lassen. Endlich aber wurde ihm angezeigt, daß hier ein Schmidt begraben sey, der vor achtundzwanzig Jahren verstorben war. Die Frau hatte den Gesellen ihres Mannes bald nach dessen Tode geheirathet, und war im siebenten Monat nach der Hochzeit ins Kindbett gekommen. Beide Eheleute lebten noch.

Diese Nachrichten erweckten starken Verdacht eines Mords. Der Pfarrer ließ die Frau zu sich rufen; vorher aber legte er den Todtenkopf auf den Tisch, und bedeckte ihn mit einem Tuche. Als die Frau kam, befragte er sie über allerlei Umstände von der Krankheit und dem Tode ihres ersten Mannes. Sie beantwortete alle Fragen so herzhaft und unerschrocken, als ob sie ein gutes Gewissen hätte. Der Pfarrer fragt immer weiter; und als er endlich einigen Verdacht merken läßt, so wird sie böse, und drohet, ihn zu verklagen. Der Pfarrer läßt sich aber dadurch nicht irre machen, sondern fragt sie zuletzt, ob sie ihren seeligen Mann noch kennen würde, wenn sie ihn sähe? Sie entfärbt sich, und fragt erschrocken, wie das möglich wäre, da ihr seeliger Mann schon achtundzwanzig Jahr todt sey! Der Pfarrer versichert, er wolle ihr denselben zeigen, und fragt nochmals, ob sie sich wohl getraue, ihm in die Augen zu sehen? In dem Augenblick nimmt er das Tuch von dem Todtenkopfe weg, und sagt:

„Siehe! das ist der Kopf Deines seeligen Mannes, der Dich anklagt!“

Entsetzen und Angst ergreift die Frau bei diesem Anblick, und sie schreit:

„Ach Gott! ja, das ist der Kopf meines Mannes; er hat noch den Nagel, den ich ihm eingeschlagen habe.“

Nun bekannte sie dem Pfarrer die ganze schreckliche Geschichte. Sie erzählte, ihr Mann wäre immer kränklich gewesen, und hätte ihr dabei zu lange gelebt; sie hätte endlich seinen Tod gewünscht, besonders nachdem er ihr sein Haab und Guth vermacht gehabt hätte. Dazu wäre denn noch ein verbotner Umgang mit ihrem Gesellen gekommen; und als sie von demselben schwanger geworden sey, so habe sie die Schande und die Vorwürfe ihres Mannes gefürchtet. Alle diese Umstände hätten sie zu dem schrecklichen Vorsatze verleitet, denselben zu ermorden. Sie habe sich des Nachts zu dem

Bette ihres schlafenden Mannes geschlichen, ihm den Nagel auf den Kopf gehalten, und der Geselle hätte mit einem Hammer den Schlag verrichtet, woran er denn auch sogleich gestorben wäre. Bald hernach hätten sie sich auch geheirathet, und wären schon lange ganz sicher gewesen, indem sie geglaubt hätten, diese Geschichte könne nun nimmermehr an Tag kommen.

Sie wurden sogleich gefangen gesetzt, und empfingen die verdiente Strafe.

---

10) Eine Haarwickel bringt eine Mordthat an den Tag.

Ein Perückenmacher, der in Schweden seinen Herrn ermordet hatte, besuchte als wandernder Geselle mehrere Städte Deutschlands. Bei der Einwanderung in eine derselben, verlohr er, als er durch das Thor ging, aus sei-

nen Haaren eine papierne Wickel. Der Thorwärter hob das Papier zufällig auf, entfaltete es, und fand in demselben mit Verwunderung den Namen des Schweden, dessen Ermordung er vor einiger Zeit in den Zeitungen gelesen hatte. Er benachrichtigte sogleich die Ortsobrigkeit von seiner Entdeckung, diese ließ den Perückenmachergesellen verhaften, und es dauerte nicht lange, so gestand dieser sein Verbrechen ein.

11) Ein verlohrner Zollzettel hilft die Vollbringer einer Mordthat entdecken.

Bei Boofsten im Churhannöverschen passirten drei Schweinetreiber den Zoll, und verzollten dreißig Schweine, die sie nach dem Thüringschen trieben; speisten auch alle drei in dem Wirthshause bei dem Zolle. Wol vier Wochen

nachher wurde der Amtsbote ausgeschickt, und sein Weg führte ihn durch ein Holz, wo er nicht weit vom Wege, im Gebüsche, einen, seiner Meinung nach schlafenden, Menschen fand. Als er aber näher kam, sahe er, daß es ein mit Kopfschlägen getödteter Mensch sey, der schon in völliger Verwesung liege. Sogleich kehrte er um, und machte die Sache dem Justizamtmann bekannt. Dieser, ein sehr thätiger und braver Mann, ließ den Körper aufheben und seciren. In seinen Kleidern wurde übrigens nichts gefunden, woraus man etwas hätte schließen können. Indessen waren alle Merkmale einer gewaltsamen Todesart vorhanden. Wo sollte man aber den Thäter suchen? Obgleich in allen benachbarten Gegenden Nachfrage geschah; auch die Mordthat in öffentlichen Blättern angezeigt, und der Gefundene beschrieben wurde, so war man doch nirgends im Stande, über die Sache einiges Licht zu bekommen. Dies bekümmerte den rechtschaffnen Amtmann so sehr, daß er weder Tag noch Nacht davor ruhen konnte. Als er fast vier Wochen nachher eine ganze Nacht über

die Sache nachgedacht hatte, konnte er kaum den Morgen erwarten; so stark war bei ihm der Trieb geworden, die Mordstätte noch einmal in genauern Augenschein zu nehmen. Er ritt ganz allein hinaus, und untersuchte alles, konnte aber nicht das Geringste entdecken. Endlich sahe er im dicken Gebüsche etwas Weißes schimmern. Er kroch durch, und fand ein kleines Zettelchen, worauf die Worte zu lesen waren: „. . . . . . Schweine verzollt. Boofte n den . . . . . .“ aber ohne Namen derer, die den Zoll entrichtet hatten. Sogleich ritt er nach dem Zollhause, und vernahm den Wirth über den Zollzettel. Von diesem erfuhr er, daß an dem genannten Tage drei Schweinetreiber dreißig Schweine verzollt, auch bei ihm gegessen hätten, und nach dem Thüringischen gegangen wären. Auf die Frage: was sie gegessen hätten? antwortete man: „Schweinefleisch und Sauerkohl.“ Nun war es höchst wahrscheinlich, daß der Erschlagne einer von diesen dreien gewesen sey, weil man bei der Sektion noch den völlig unverdauten Sauerkohl in seinem Magen gefunden hatte. Auch

war es ganz natürlich, daß der größte Verdacht seiner Ermordung auf seine beiden Kameraden fallen mußte. Allein wie waren nun diese auszuforschen?

Im Vertrauen auf die anbetungswürdige Vorsehung, die durch ein unbedeutendes Stückchen Papier so weit schon auf die Spur geholfen hatte, wählte der Beamte einen klugen und verständigen Schulzen, unterrichtete ihn von allen Umständen, gab ihm sein Pferd, und befahl ihm, von Dorf zu Dorf den beiden Schweinetreibern nachzuforschen, bis er erführe, wo sie ansäßig wären. Zugleich gab er ihm das erforderliche Requisitoriale an alle und jede Obrigkeiten mit, wenn es etwa nöthig wäre, sie arretiren zu lassen. Dieser Mann war so glücklich, sie auf dem ganzen Wege von 15 bis 18 Meilen, Station vor Station, wo sie gewesen waren, zu verfolgen, und endlich im Thüringschen an den Ort ihres Aufenthalts zu kommen. Noch am späten Abend meldete er sich bei dem Justiziarius des Orts, und fragte, ohne sich etwas merken zu lassen, ob diese beiden Leute hier an-

fähig wären. Da es dieser nun bejahete, über-gab er ihm seine Ordre. Allein dieser hatte allerlei Bedenklichkeiten, sie noch in der Nacht arretiren zu lassen, und bat den Schulzen, er möchte es doch bis Morgen früh anstehn lassen. Da sie aber des andern Morgens hingingen, waren beide schon in der Nacht geflüchtet, weil ihnen von der Nachsuchung etwas bekannt geworden seyn mußte.

Unverrichteter Sache kehrte nun der Schulze zu seinem Amtmann zurück. Dieser aber konnte nicht ruhen, sondern gab ihm ein frisches Pferd, mit dem Auftrage, wieder zurückzureiten, und ihnen von dem Orte an, aus dem sie geflüchtet waren, aufs neue nachzuforschen. Der Schulze that dieses, und war auch so glücklich, ihnen wieder bis kurz vor Hamburg auf der Spur zu bleiben. Hier gab er aber alle Hoffnung auf, ihrer habhaft zu werden, weil er glaubte, daß sie zu Schiffe gegangen seyn würden. Indessen wollte er doch, da er Hamburg einmal nahe war, diese Stadt besehen. Er trat hier in dem

ersten dem besten Wirthshause ab, wo ihm der eine Mörder näher war, als er dachte. Die Vorsehung hatte ihn daher gewiß nicht umsonst dahingeführt. Denn als er sich in der Wirthsstube nach verschiednen Umständen erkundigt hatte, ging er hinaus, trat in die Hausthür, und sahe sich auf der Straße um. Gegenüber war ein Keller, aus welchem die Leute Getränk holten. Unter andern kam auch ein Kerl mit einem Korbe Bouteillen heraus, dem er es gleich ansah, daß er ein Fremder war. Er erkundigte sich daher ganz von ferne bei dem Wirthe und den Umstehenden nach dem Hause, nach den Leuten, die darin wohnten, und nach diesem Kerl. „Dieser (sagte der Wirth) ist mit noch einem andern erst vor vierzehn Tagen aus Thüringen hier angekommen, und hat sich in diesem Hause als Hausknecht vermiethet, der andre aber ist als Matrose zu Schiffe gegangen.“ Sogleich ging er zu dem regierenden Bürgermeister, und offenbarte ihm die ganze Sache. Der Mensch ward arretirt, und gestand auch in dem Augenblick die ganze That mit den

Worten: „er habe nicht weiter kommen können, er sähe nun wohl, daß ihn die Rache Gottes verfolge."

---

12) Ein Zank bringt eine Postberaubung an den Tag.

John Nutcher, ein junger Mensch, der bei seinem Vater, einem Handwerker in Wigan, wohnte, hatte schon vor mehrern Jahren die dortige reitende Post bestohlen. Er hatte dazu einen Degen mitgenommen, welcher einem im Hause eingemietheten, aber damals abwesenden Officier gehörte. Indem er mit dem Postknechte in Handgemenge war, verlor er die Scheide, und da er weiter an nichts dachte, als nur in aller Eile die Briefbeutel zu Hause zu tragen, vergaß er, die Scheide mitzunehmen, welche im Postamte aufgehoben wurde, weil sie vielleicht einst auf eine Entdekkung führen könnte. Als der Dieb nach Hause kam, vermißte er erst die Scheide, und war darüber natürlich in großen Aengsten, da der

Officier, dem der Degen gehörte, in wenigen Tagen zurückerwartet würde, und da dessen Erkundigungen die traurigsten Folgen für Nutcher gehabt haben würden. In dieser Noth wandte sich Nutcher an einen Freund in Wigan, welcher wegen der schönen Degenscheiden, die er machte, berühmt war. Er entdeckte ihm das ganze Geheimniß, und bat ihn um Hülfe. Dieser Freund machte erst große Schwierigkeiten, aber zuletzt versprach er Verschwiegenheit, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Nutcher sogleich die Briefbeutel an die Behörde zurückgeben solle. Sie wurden also in das Postamt geworfen, ohne daß man wußte, woher sie kamen. Der Freund behielt sich auch vor, die ganze Verhandlung der Gerechtigkeit anzuzeigen, wenn Nutcher jemals ein ähnliches Verbrechen begehen, oder sonst die Gesetze auf eine schändliche Art übertreten sollte. Nach diesen Bedingungen ging er in das Postamt, ließ sich die Scheide zeigen, und machte eine andre darnach, welche der erstern so sehr glich, daß weder der Officier noch dessen Bedienter etwas argwohn-

ten, obgleich der Letztre die Scheide oftmals zu putzen hatte. So blieb die Sache ganz verborgen, und Rutcher verheirathete sich einige Jahre darauf. Seine Mutter wußte um den ganzen Vorgang, und erzählte ihn ihrer Schwiegertochter in einem vertraulichen Augenblicke. Rutcher war kein guter Gatte, es fielen oft eheliche Zwistigkeiten vor, und die Frau drohete einst, seinen Postraub anzugeben. Der Umstand, daß seine Frau im Besitz des schrecklichen Geheimnisses sey, machte ihn äußerst unruhig, auffahrend und unleidlich. Es kam zu einem grossen Zank unter ihnen, wobei Rutcher so wüthend wurde, daß ihr Leben in Gefahr gerieth. Um sich zu rächen, lief die Frau unmittelbar zum Richter, und sagte das Verbrechen ihres Mannes aus. Der erwähnte Handwerker mußte auch erscheinen, und das ganze Gericht pries sein menschenfreundliches und männliches Betragen bei dieser Gelegenheit. Rutcher aber wurde hingerichtet.

III.

III.

Lebenserhaltung großer Verbrecher bis zu Erleidung der verdienten Strafe.

13) Wall entgeht einem zufälligen Tode, um durch Henkershand zu sterben.

Der Gouverneur Wall mußte bekanntlich nach seiner Zurückkunft aus Indien England wieder verlassen, weil man ihm wegen eines Verbrechens den Prozeß machen wollte. Auf dieser Flucht durchirrte er die meisten Länder Europa's, hielt sich jedoch vorzüglich in Frankreich auf. Je älter er wurde, desto stärker wurden auch die

Vorwürfe seines Gewissens, desto mehr quälte ihn die Idee der Strafe, die seiner in England wartete, wenn man ihn gefangen bekam; und auch ohne äußere Strafe war er durch den schrecklichen Zustand der ewigen Unruhe und Furcht, worin er seine Tage zubrachte, mehr als zu sehr für seine frühern Frevel bestraft. Wie stark diese seine Herzensangst auf ihn wirkte, lehrt Folgendes: Einige Jahre vor seiner Hinrichtung reisete er, lebensmüde, und sowohl von der Armuth als der schrecklichen Erinnerung seines Verbrechens gequält, aus dem mittäglichen Frankreich nach Calais, um von dort nach England überzusegeln, und sich der Gerechtigkeit zu überliefern, wobei er sich jedoch schmeichelte, daß ein Verlauf von zwanzig Jahren alle nothwendigen Zeugen seines Verbrechens aus dem Wege geräumt haben würde. Als er in Calais eintraf, war der Gasthof, worin er abtrat, sehr voll Fremden; daher bat der Wirth eine fremde Dame, daß sie die Gewogenheit haben möchte, zwei Herren, die nach England wollten, zu erlauben, in ihrem Zimmer einige

Erfrischungen einzunehmen: diese Herren waren der königliche Bote Brooks, welcher wichtige Depeschen an seinen Hof hatte, und der Gouverneur Wall. Dieser war wie ein verarmter Cavalier gekleidet, und hatte alle Zeichen seines schrecklichen Zustandes an sich. Sie saßen nicht lange am Tisch zusammen, als Wall mit offenbarer Verstörtheit dem Staatsboten sagte, er sey Wall; in England gebe man ihm ein Verbrechen Schuld, das ihm schwere Ahndung zuziehen würde, wenn es bewiesen wäre; er wollte sich daher unter den Schutz der Gesetze begeben, und bäte ihn, da er ein englischer Staatsbote sey, ihn, den Wall, als seinen Gefangnen zu betrachten. Brooks war sehr befremdet über diese Zumuthung, und sagte zu ihm, er dürfe ihn nicht so geradezu verhaften, wenn ihm nicht ein besondrer Befehl des Staatssekretärs das Recht dazu ertheile, und um diesen zu erhalten, würde es rathsam seyn, daß Wall seinen Namen unterschreibe, damit man denselben mit seiner Handschrift im Archive des Kriegssekretärs vergleichen könne. Der Gouverneur Wall lag

ihm dennoch aufs neue an, ihn als seinen Gefangnen zu betrachten; aber der Staatsbote lehnte es noch ernstlicher ab, und sagte, er habe wichtige Depeschen bei sich, die er ohne Aufschub über den Canal schaffen müsse, er würde, da sich gar kein Packetboot zeige, sich, wiewol die Witterung sehr drohend aussehe, in ein offenes Boot wagen, und da es folglich unmöglich sey, ihn mitzunehmen, so bäte er ihn nochmals, seinen Namen niederzuschreiben. Der Gouverneur willigte ein, man brachte Dinte und Feder; aber die Hand des Mörders zitterte so heftig, daß er seinen Namen nicht schreiben konnte. Seine Gewissensangst wuchs darüber bis zur Geisteszerrüttung; er stürzte aus dem Zimmer, und verließ sogleich Calais. Der Staatsbote trat in ein Boot und spannte die Segel. Sehr bald erhob sich ein Sturm, das Boot wurde im Angesicht der Leute in Calais von den Wogen verschlungen, und, einen Bootsknecht ausgenommen, kamen alle im Meere um. Der große Regierer des menschlichen Schicksals rettete

auf diese Art den Verbrecher von einem schnellen Tode in den Wellen, um ihn der verdienten öffentlichen Bestrafung, die bald darauf in London an ihm vollzogen wurde, aufzubewahren.

IV.

Aufwachen des Gewissens.

14) Die tödtende Gewissensangst.

Ein Dragonerregiment, das der König von Preußen, Friedrich I., dem römischen Kaiser in einem der brabantischen Feldzüge zu Hülfe schickte, erhielt eines Tages Befehl, sogleich aufzubrechen und die Franzosen aus einem benachbarten Dorfe zu vertreiben. Der Marsch wurde angetreten, allein man traf sie daselbst nicht mehr an; man folgte ihnen daher von Dorfe zu

Dorfe nach, ohne sie jedoch zu erreichen. Da die Dragoner lange nichts gegessen hatten, so quälte sie endlich ein gewaltiger Hunger; man suchte nach Lebensmitteln, allein man fand nichts. Alle Landleute hatten ihre Wohnungen verlassen, und diese hatte der Feind vollends ausgeplündert. Ein Dragoner tritt, durch Hunger halb wüthend gemacht, in eine Stube, nachdem er schon vorher alle Häuser durchsucht hatte, und findet nichts als ein kleines Kind, das in einer Wiege schläft. Mit wilder Grausamkeit stößt er dem Säuglinge seinen Degen durch den Leib, hebt ihn hoch in die Höhe, und betrachtet mit grausamen Wohlbehagen die Qual und den Todeskampf des unschuldigen Geschöpfes. Nach dem Kriege erhielt dieser Mensch seinen Abschied, und wurde in einer kleinen Stadt Bürger. Hier führte er ein ordentliches und sittsames Leben; immer aber bemerkte man an ihm eine stille Schwermuth, die er zwar zu verbergen suchte, die aber immer mehr zunahm und immer sichtbarer wurde. Endlich, dreißig Jahre nach seiner schrecklichen That, während welcher langen

Zeit sein Gewissen nicht aufgehört hatte, ihn zu beunruhigen und mit den fürchterlichsten Erwartungen der Zukunft zu quälen, wurden die Vorstellungen seiner That bei ihm so lebhaft, daß er sich einbildete, den Teufel vor sich zu sehn, der ihm mit gräßlichen Gebehrden und schrecklichen Drohungen das ermordete Kind, auf den Säbel gespießt, bluttriefend, die Glieder verzerrend und mit dem Tode kämpfend, vorhielt. In diesem Zustande konnte er seine That nicht länger verbergen; er entdeckte sie einem Freunde und starb nach einigen Monaten in der größten Verzweiflung, ohne die Erscheinung des Kindes von sich entfernen zu können.

---

159. Ein Räuber ersetzt das Geraubte.

Vor das Haus einer Dame in Cliffton kam ein unbekannter Mann mit einem ziemlich schweren Sack und einem Briefe; beides sollte

unverzüglich der Dame abgeliefert werden, und er bat sich eine halbe Krone für seine Mühe aus. Als der Bediente zurückkam, war der Ueberbringer fort und hatte den Sack liegen lassen. Zum größten Erstaunen fand man darin über vierhundert Guineen. Während der irländischen Rebellion war diese Dame sehr bestohlen worden, und laut des Briefes befand sich in dem Sacke ein Theil des Raubes, welchen ein aufgewachtes Gewissen dem rechtmäßigen Besitzer wieder erstatten wolle. Im Briefe wurde versprochen, daß man auch das Uebrige wieder herbeizuschaffen bemüht seyn und eben so ehrlich zurückbesorgen werde.

---

16) Bereuung jugendlicher Entwendungen.

Im Stocke des Waisenhauses zu Halle wurde einmal ein Brief mit drei Thalern gefunden. Im Briefe stand: „Dieses wird den

armen Waisen gegeben, von einem Fremdling, welcher zwar anjetzt von aller menschlichen Hülfe verlassen, aber bei Gott in Gnaden ist, indem ihm derselbe bereits seine von Jugend auf begangenen Sünden unter die Augen gestellt, und ihn zur Erkenntniß derselben gebracht hat; wobei ihm denn sein Gewissen aufgeweckt worden, daß er sich erinnert, wie er vor ungefähr drei Jahren, einer hohen Standesperson auf eine sonderbare Weise unrecht gethan, und ihr etwas entwendet hat. — Weil nun solches gedachter Person nicht wohl kann erstattet werden, so wird es hiemit den Waisen gegeben, und zugleich gebeten, seiner im Gebet vor Gott zu gedenken, daß er ihm diese Sünde um Christi willen vergeben, ihm mit seiner Gnade ferner beistehn, und ihn bei seiner väterlichen Hand leiten wolle, damit er nicht wieder fallen und bis an sein Ende ein reines und unverletztes Gewissen behalten möge."

Ein andermal lagen vier Groschen im Stock, wobei geschrieben war: „Dieses wird den Wai-

sen von einem armen Studioso gegeben, weil ehemals etwas, vier Groschen an Werth, von demselben jemanden ist entwendet worden, und dem rechten Herrn nicht kann wieder erstattet werden. Bittet Gott, daß er um Christi willen ihm diese Sünde nicht zurechne!"

V.

Erweckung wahrer Reue.

17) Sebastian Heym's zu Langen im Hessenschen, Wiedererlangung des ihm Geraubten.

In Langen, einem Hessendarmstädtischen Flecken auf der Straße von Frankfurt nach Darmstadt, ereignete sich im Januar 1803 das Unglück, daß ein Kind des dasigen Gemeindemannes, Sebastian Heym, ein Knabe, das Bein zerbrach. Mehrere Menschen, die sich bei dieser Gelegenheit in seinem Hause einfanden,

leisteten bei dem Verbande des Knaben Hand-reichung, während der zärtliche Vater sich entfernt hatte, um nicht Zeuge von den Schmerzen seines Kindes zu seyn. Aber wie sehr erschrak der arme Mann, als er nach wenigen Stunden die Entdeckung machte, daß ihm die Summe von 55 Fl. entwendet worden war, die er zur Abbezahlung einer drückenden Schuld entlehnt und zur möglichsten Sicherheit in sein Bett verborgen hatte. Er war gewiß, daß bei dem Verbinden des Knaben, wo man mit den Bettstükken eine Veränderung ihrer Lage vorgenommen hatte, das Geld entdeckt und gestohlen worden war; aber unter den vielen Menschen, die dabei gewesen waren, konnte er den Thäter auch nicht einmal argwohnen.

Er theilte seinen Schrecken und Schmerz seinen guten Kindern mit, die ihren bekümmerten Vater auf eine Art zu trösten suchten, welche ihrem Herzen und der Erziehung, die sie von ihrem Vater genossen hatten, zur großen Ehre gereicht. „Es sind unsrer fünf Kinder,

(sagten die ältern Töchter,) und da trägt der Verlust einem jeden einen Carolin. Beruhiget Euch aber nur, lieber Vater! denn wir wollen nun um desto fleißiger seyn, und so unsern Verlust bald wieder einbringen."

So suchte sich die edle Familie in ihrem doppelten Unglücke zu trösten, indessen der dortige Pfarrer, Schneider, im Stillen daran dachte, seinen Pflichten und seinem Herzen bei diesem Vorfalle nach besten Kräften ein Genüge zu leisten. In dieser Absicht betrat er den Sonntag darauf, — den zweiten nach Epiphaniä, die Kanzel, und predigte über den sonntäglichen Episteltext dieses Tages, welcher zu seiner Absicht sehr zweckdienlich war. Am Schlusse der Predigt wendete er sich noch bestimmt an den frevelhaften Dieb, wobei er nach einigen allgemeinen Ermahnungen, in dem ihm überall eignen, herzlichen, ächt evangelischen Tone fortfuhr und seine Predigt folgendermaßen schloß:

„Du, der sich dieses schwarzen Verbrechens schuldig weiß, den ich nicht kenne, auf den ich

auch nicht einmal den entferntesten Argwohn noch Verdacht habe, bist Du vielleicht heute hier unter uns, so höre und beherzige mein Wort der Ermahnung, der Warnung und des Rathes an Dich! Du, dem es nicht unbekannt seyn kann, daß ein Gott ist, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, ein Gott, der dem Menschen Missethat, Uebertretung und Sünde vergiebt, wenn sich derselbe durch wahre Reue wieder zu ihm nahet, und den durch sein Vergehen angerichteten Schaden wieder gut zu machen strebt, aber auch die im Dunkeln verübten Verbrechen zu seiner Zeit an das Licht bringen und bestrafen wird, — bei diesem Gotte, den Du erkennst und vielleicht bisher verehrt hast, beschwöre ich Dich, Dein Vergehen zu bereuen und das Gestohlne wieder zu erstatten. — Bei diesem Altare, an dem Du das Sakrament der heiligen Taufe empfingst, vor dem Du bei Deiner Konfirmation den heiligen Eid schwurst, Gott und der Lehre seines Sohnes treu zu seyn, an dem Du das Sakrament des Leibes und Blutes Jesu Christi theilhaftig wurdest, — bei

diesem Altare beschwöre ich Dich, das Gestohlne zu erstatten. — Ich kenne Dich nicht, aber ich werde Dich kennen lernen, wenn Du meiner Ermahnung nicht folgst. Nie wirst Du wieder an diesem Altare mit Ruhe vor mir erscheinen können, Dein Zittern und Deine Schamröthe wird mir Dein Verbrechen entdecken. Darum laß Dich warnen. — Vielleicht aber bist Du kein eigentlicher Bösewicht, bist vielleicht ein guter Mensch und nur zu schwach gewesen, der Versuchung zu widerstehn; hast vielleicht schon lange und von selbst bereut, daß Du diese That gethan hast, und weißt jetzt nur nicht, wie Du das Gestohlne wiederbringen kannst, ohne Dich weiterer Gefahr auszusetzen? Ist dieses, so will ich Dir einen Rath geben. Es sind würdige Greise unter uns, und einem derselben bringe das gestohlne Geld! Er wird es an seinen rechtmäßigen Herrn geben und Dich nicht verrathen. Oder bringe es mir, Deinem Beichtvater! Ich will Dich nicht darum ansehen und Deines Namens soll von dieser Seite nie von mir gedacht werden. Willst Du beides nicht, so wirst Du

schon

schon einen andern Ausweg finden, ohne Gefahr für Dich, Dein Vergehen wieder gut zu machen. Nur sey nicht träge zu dem, was Du thun sollst! Säume nicht, sondern eile und errette Deine Seele!" — — Der Erfolg von dieser Predigt war, daß den folgenden Dienstag Morgen das gestohlne Geld bei Kreutzer und Heller vor der Hausthüre des guten Sebastian Heims gefunden wurde, wo man es also in der Nacht hingelegt hatte.

VI.

Vereitelung begonnener Verbrechen und großen Unglücks.

18) Die Vorsicht einer Magd vereitelt die Ermordung ihrer abergläubischen Frau.

Eine ältliche Dame, die keinen Abend versäumte, der Vesper ihrer Pfarrkirche beizuwohnen, hier aber gewöhnlich ein gutes Schläfchen that, fand einst bei ihrem Aufwachen in dem Gebetbuche, welches sie während ihres andächtigen Schlafs in der Hand hatte, einen Zettel, durch welchen der heilige Petrus ihr ankündigte, sie

werde denselben Abend des hohen Glücks gewürdigt werden, einen Besuch von ihm zu erhalten, und in seiner Gesellschaft zu Nacht zu speisen. Das leichtgläubige Weib hatte nichts eiligers zu thun, als bei ihrer Rückkunft der Magd die nöthigen Befehle zu geben, um den heiligen Petrus nach Würden mit einem guten Nachtessen zu empfangen. Der Magd schien ein so ungewöhnlicher Besuch verdächtig. Sie wollte einige Einwendungen machen; da sie aber sah, daß ihre Frau nicht darauf hören wollte, sondern das volleste Zutrauen auf den durch die Himmelspost erhaltenen Brief setzte, so gehorchte sie zwar, zeigte aber doch die Sache dem Friedensrichter an; dieser wies sie an den Polizeicommissär des Quartiers, und von diesem erhielt sie die Weisung, den heil. Petrus recht gut zu empfangen und nicht das mindeste Mißtrauen, noch die geringste Unruhe zu zeigen. Um die bestimmte Stunde kam der heil. Petrus; die fromme Dame war entzückt über einen so wichtigen Besuch, wodurch der Eingang jener Pforte ihr gewiß werden sollte. Man setzte sich nach

den gehörigen Begrüßungen zu dem wohlbereiteten Tische. Allein nach einigen Augenblicken war der Polizeicommissär mit handvesten Gehülfen bei der Hand. Der heil. Petrus wurde sogleich todtenblaß. Er, der aus so fernen Landen ankam, wurde von dem Polizeicommissär um seinen Paß gefragt; sey es nun, daß er ihn verlohren, oder daß im Paradies, wo eigentlich Niemand hinausgehen soll, ein Bureau des passeports als eine unnöthige Sache angesehn wird, er hatte dergleichen nicht. Der Polizeicommissär gab nun seinen Leuten Befehl, sich des Reisenden zu versichern und ihn auf der Stelle zu durchsuchen. Das erste, was man fand, waren zwei Dolche. Es war nicht schwer, abzusehen, wie tragisch diese devote Farce abgelaufen seyn würde, wenn die Magd nicht klüger gewesen wäre, als die Dame.

19) Bär und Dieb im Kampfe.

Im Januar des Jahrs 1802 kam ein Bärentreiber, bei einem schrecklichen Schneegestöber, mit seinem, den Landleuten wunderbaren Ernährer, dem Bären, Abends in der S.. Mühle, bei dem Pfarrdorfe S.. unweit Uffenheim im Ansbachischen Kreise, an. Er bat den Müller, mehr für seinen Bären, als für sich, um Nachtquartier. Dieser sah auch ein, wie unmöglich es dem Bärentreiber sey, jetzt noch weiter zu ziehn, bedauerte aber, wenn gleich für ihn, doch nicht für seinen zottigen Begleiter ein Nachtlager zu haben. „Wenn Ihr nur einen Tag später gekommen wäret," fuhr der gutmüthige Müller fort, „so hätte ich auch Euren Bären wohl beherbergen können. Morgen schlachte ich mein Schwein, und in dessen Stalle hätte er guten Platz gefunden." Der Bärentreiber, besorgt um die Pflege seines Ernährers, drang mit Vorstellungen und Bitten in den Müller, diese Nacht sein Schwein anderswo unterzubrin-

gen, und dessen Stall doch dem Bären einzuräumen. Es geschah. Um Mitternacht kam ein Dieb, um das Schwein zu stehlen. Er wagte einen lebhaften Anfall, den aber der Bär noch kräftiger erwiderte. Der Dieb, dadurch nur allzusehr von der Größe seiner zu hoffenden Beute überzeugt, verdoppelte seine Angriffe; ohne Brummen schlug der Bär, ruhig und derb, jeden derselben ab. Kein Mißverständniß ahnend, und muthig genug, sein angefangenes, so viel versprechendes Werk nicht unvollendet zu lassen, erneuerte der Dieb, nach einer Pause, den Kampf. Aber der Bär, der indessen eine vortheilhafte Stellung genommen hatte, brachte seinen Gegner, nach einem und wieder einem Angriffe, in seine Tatzen, drückte ihn fest eingeschlossen sehr unsanft an seine Brust, und begann ein fürchterliches Brummen als Siegeszeichen. Der Dieb, welcher jetzt seinen Irrthum so schrecklich gewahr wurde, stimmte in den kläglichsten Tönen mit ein. Dieses treffliche Unisono weckte bald den Müller, der den Bärentreiber sogleich davon benachrichtigte. Man ging zum Stalle.

Da lag der Besiegte fast halb entseelt, noch fest eingeklammert, zwischen den Füßen seines zottigen Siegers. Das gerettete Schwein, welches für das Hauswesen des gutmüthigen Müllers ein sehr erheblicher Gegenstand war, wurde am Tage geschlachtet, der Bärentreiber blieb beim festlichen Schmause; und der Bär behauptete zum Lohn auch die andre Nacht den siegreich erkämpften Platz.

20.) Unwirksamkeit der Höllenmaschine des Jahres 1692.

Als der Englische Admiral Russel, unter Wilhelm III., am 29. Mai 1692 durch die große Schlacht bei Hogue, an der Küste der Normandie, den Franzosen das seitdem nie wieder errungene Uebergewicht zur See entriß, verfolgte er bekanntlich seinen Sieg weiter auf keine Weise, als daß er acht französische Häfen bom-

[illegible], und sich dabei der sogenannten Höllenmaschine, jedoch ohne die erwartete Wirkung, bediente. Diese Höllenmaschine, die ihren fürchterlichen Namen mit der That führt, war ein Schiff von 350 Tonnen, doch länger, als Fahrzeuge von dieser Größe zu seyn pflegen. Der Kiel war 90 Schuh lang. Außer dem Wasser ward es rund herum mit Ziegelsteinen gemauert. Inwendig auf dem Boden lagen 300 Pulvertonnen; über diesen eine Decke von Theer, Schwefel, Harz, Pech, Hanf, Stroh und Reisern; dann eine Reihe dicker Balken, welche, damit sich das Feuer besser ausbreiten konnte, durchlöchert waren. Auf diesen Balken befanden sich 340 Karkassen, gefüllt mit Granaten, Feuer- und Kettenkugeln, geladenen, in gepechte Leinewand gewickelten Pistolenläufen und den Böden von gläsernen Flaschen. Die leeren Räume zwischen diesen Karkassen hatte man mit eisernen Stangenstücken und brennbaren Dingen ausgestopft, über das Ganze aber gepechte Leinewand gelegt. In dem Schiffe befanden sich sechs Oeffnungen, durch welche die Flammen mit so ver-

zichtender Gewalt herausbrachen, daß sie auch den härtesten Stoff verzehrten, und durch nichts als heißes Wasser gedämpft werden konnten. Vor St. Malo würde 1693 diese höllische Erfindung zum erstenmal angewandt. Drei Tage lang beunruhigte die Brittische Flotte die ganze umliegende Gegend und die Stadt selbst; damit der benachbarte Adel nebst den Befehlshabern der Provinz und einem zahlreichen Militär sich in dieselbe begeben und nun auf einmal umkommen möchten. Hierauf ward am 30sten November um Mitternacht das Höllenschiff bei frischem Winde gegen die Stadt geschickt. Schon war es auf Pistolenschußweite dem Orte nahe gekommen, wo es vor Anker gelegt werden sollte, als ein widriger Wind dasselbe auf einen Felsen trieb, so daß es nicht völlig herankam. Es bekam eine Oeffnung, das Wasser drang ein, und das Pulver in den untersten Karkassen ward angefeuchtet. Da steckte es der darauf befindliche Kriegsheermeister in Brand. Es erfolgte ein unbeschreiblicher Schreck. Drei Meilen in der Runde erbebte die Erde,

blieb keine Glasscheibe und kein irdenes Gefäß ganz, 300 Häuser wurden ihrer Dächer beraubt, die Mauern an der Seeseite stürzten ein, hoch über die Stadt hinaus flog die über 2000 Pfund schwere Schiffswinde und zerschmetterte im Niederfallen ein Haus bis auf den Grund. Zum Glück für die Franzosen war das Schiff aus seiner Richtung und daher von den 340 Karkassen keine einzige in die Stadt gekommen.

So verhindert die liebevolle Vorsicht Gottes, die Mordanschläge liebloser Menschen! —

---

11) Verhinderung eines Selbstmordes.

Im December des Jahres 1762 ward ein armer Mann, der im Gehölz des Hydepark mit dem Auffammeln des abgefallnen alten Holzes beschäftigt war, eines wohlgekleideten Menschen ansichtig, der mit einem traurigen und nie-

dergeschlagenem Gesichte auf und niedergieng. Der arme Mann glaubte, daß es ein Offizier sey, der sich hier eingefunden habe, weil er zu einem Zweikampfe gefordert worden sey, und verbarg sich hinter einer Eiche. Der Offizier näherte sich dem Baume, öffnete ein Papier, durchlas es in der heftigsten Bewegung, und warf es, indem er es zerriß, von sich. — Jetzt zog er ein Pistol aus der Tasche, untersuchte den Hahn, und brachte den Stein durch einen Schlüssel in Ordnung. Nachdem er seinen Hut zur Erde geworfen hatte, setzte er schnell das Pistol an den Kopf — es versagte aber.

Der Arme, der sich bisher still verborgen gehalten hatte, sprang nun hervor, fiel dem Offizier in die Arme, und riß ihm das Pistol aus der Hand. Dieser aber zog seinen Degen, und wollte seinen Erretter durchbohren.

„Stoßt zu! (sagte dieser in voller Fassung zu ihm) ich fürchte den Tod eben so wenig, als Ihr; aber an Geduld und Muth übertreffe

ich Euch! — Seit mehr als zwanzig Jahren lebe ich in Kummer und Elend, aber meinem Gott habe ichs überlassen, wie und wann er es endigen will." —

Der Offizier wurde durch diese Worte gerührt; er blieb eine Zeitlang unbewegt, vergoß dann einen Strom von Thränen, zog seine Börse hervor und gab sie dem armen Alten. Er ließ sich darauf seinen Namen sagen, versprach, geduldig, wie er, zu werden, und die Last, die ihm auferlegt war, ruhig zu tragen, bis sie von höherer Hand ihm erleichtert oder abgenommen würde.

VII.

Beglückung durch anscheinendes Unglück.

22) Moldenhauer verliert sein schönstes Kleinod, und wird glücklicher.

Ein sehr ehrwürdiger und verdienstvoller Gelehrter, der im Jahre 1791 als Pastor am Dom zu Hamburg verstorbne Moldenhauer, stand, ehe er nach Hamburg kam, als Professor der Theologie in Königsberg. Besoldet war er gar nicht, und er lebte kümmerlich von dem,

was ihm sein Fleiß verdienen half. An Anträgen zur Verbesserung seiner Lage fehlte es ihm nicht, aber er konnte sich von Königsberg nicht trennen, weil er seine außerordentlich zahlreiche Büchersammlung nicht veräußern wollte. Dabei war er ein eben so bescheidener, als genügsamer Mann, und seine Ruhe und Gleichmüthigkeit verließ ihn auch unter den traurigsten Schickungen nicht. — Bei dem großen Brande in Königsberg im Jahre 1764 raubte ihm die Flamme, in wenigen Augenblicken, seinen liebsten und größten Schatz — seine Bücher. Er war anfangs trostlos, denn er verlohr auf einmal alles, was der rastloseste Fleiß vieler Jahre mit Unkosten zusammengetragen hatte; er verlohr zugleich seine eigenen schriftlichen Ausarbeitungen, die Resultate einer mühsamen Lektüre, deren Wiederherstellung ohne Bücher zu den Unmöglichkeiten gehörte. Als er sich nun wieder so arm sah, wie nach dem Tode seines Vaters, so drückte ihn freilich das Gefühl seines großen, unersetzlichen Verlustes sehr darnieder, jedoch nicht auf lange Zeit. Schon am Morgen nach jener schreck-

lichen Nacht zeigte er seine vorige Heiterkeit, und mit gefaßter ruhiger Seele sagte er denen, die ihn trösten wollten: „Gott hat gewiß seine guten und weisen Absichten bei diesem, mir so harten Verlust. Vielleicht nahm er mir meine Bücher, weil sie zu sammeln mir zur Leidenschaft wurde, indem ich nie zufrieden war mit dem, was ich schon besaß. — Andere meiner unglücklichen Mitbürger haben doch noch mehr, als ich verlohren. Sie sind ganz ruinirt, das bin ich doch nicht!"

Er hatte Recht, so zu urtheilen, denn es zeigte sich bald, daß dieser Brand für ihn und für die Seinigen von sehr guten Folgen war. Er hatte in Königsberg mannigfaltige Kränkungen erlitten; er hatte der Universität einundzwanzig Jahr mit Beifall, aber ohne die mindeste Besoldung gedient, und sah sich bei Beförderungen, die einträglich waren, immer vergessen. Die vorzüglichsten Ursachen dieser unverdienten Zurücksetzung waren unter andern in zwei seiner Eigenschaften zu suchen. Er war zu be-

scheiden, um seinen Werth nach gewöhnlicher Art geltend zu machen, und ein anständiger Stolz erlaubte es ihm nicht, das zu erbetteln, was er glaubte, mit Recht erwarten zu können. Mit dieser Denkungsart blieb er denn auch immer auf derselben Stufe, während Einer nach dem andern ihm vorgezogen wurde. Desto freigebiger legte man seinen Schultern die Lasten auf, denen jeder andre auswich, weil nichts dabei zu verdienen war. Alles das mußte er ruhig mit ansehn, weil seine Bücher, von denen er sich schlechterdings nicht trennen wollte, die Entfernung von Ort und Stelle beinahe unmöglich machten. Diese Liebe zu seinen litterarischen Schätzen, deren Anzahl er immer noch vergrößerte, war den Vorstehern der Akademie zu wohl bekannt. Man glaubte ihn unzertrennlich von seinen Bücherschränken, und hielt es daher auch für etwas Ueberflüssiges, ihn, durch anständige Belohnung seines Fleißes, noch besonders zu fesseln.

Nach dem Brande veränderte sich seine ganze Lage. Er konnte nun ohne Hinderniß den Ort

ver-

verlassen, wo man in vieler Hinsicht ihn verkannte, und wo übermäßige und zugleich verdrießliche Arbeit seiner Gesundheit gefährlich zu werden anfing. Aber noch glücklicher war diese Veränderung für ihn, da er als Domprediger nach Hamburg berufen wurde, wo er keine eigentliche Gemeine hatte und den Wunsch seines Herzens erreicht sah, ohne Zwang und seiner Neigung gemäß sich beschäftigen zu können. Diese wesentlichen Vortheile zog er bei weitem einer ungleich stärkern Einnahme vor, die er an mehrern Orten hätte haben können. Er lebte ruhig und zufrieden in seinem neuen Wirkungskreise; erreichte ein hohes sehr sorgenloses Alter, und dachte, wenn er sich seines spätern Glückes freute, dankbar an den schmerzhaften Verlust zurück, der ihm den Weg dazu gebahnt hatte.

Sp....

25) Isnard gewinnt an Geist und Herz durch seine Leiden.

Unter den Deportirten des französischen Volks, welche durch die Robespierrische Tyrannei in die Acht erklärt wurden, befand sich auch Isnard, ein junger kraftvoller Mann aus der ehemaligen Provence. Er war entflohen, und mußte funfzehn Monate in einem unterirdischen Loche zubringen, wo er von Einem Tage zum andern in der Erwartung blieb, herausgezogen, und aufs Blutgerüst geführt zu werden. Einmal war er nahe daran, entdeckt zu werden. Es kamen Commissarien, die das Haus, unter dem er sich aufhielt, durchsuchten. In allen Ecken und Winkeln der Gegend, wo er sich befand, wurde nachgesehen, und eine Viertelstunde hindurch standen sie fast unmittelbar auf seinem Kopfe. — Doch war diese sehr unglückliche Lage für ihn wohlthätig. Er machte sich darin Ueberzeugungen zu eigen, die ihm sonst fehlten; er lernte nachdenken über sich und seine Bestim-

mung, und das lang entbehrte häusliche Glück wurde nun für ihn doppelt schätzbar. — Seine Erklärungen hierüber sind in der That lehrreich.

„Ich habe es erfahren, (schreibt er,) daß es eine tröstende Vorsehung für die verfolgte Tugend giebt. Durch ihre Hülfe bin ich stark im Unglück gewesen; meine Seele ist durch Leiden gereinigt worden, und an jedem Tage sahe ich mit vergrößerter Heiterkeit dem, was mir bevorstand, entgegen.

Durch Nachdenken hatte ich es mit meiner Philosophie so weit gebracht, daß ich gleichgültig gegen alles geworden war, was mich nur persönlich betraf, und keine andre, als fremde Leiden kannte. Auch kann ich mit Wahrheit sagen, daß — ohne die zerreißenden Gefühle, die mich quälten, so oft ich an die Gefahren meiner treuen Hüter dachte, oder sich die Bilder meiner Kinder und ihrer Mutter meinem Andenken darstellten — die Tage, die ich vogelfrei zubrachte, die schönsten meines Lebens gewesen seyn

würden, weil ich von der traurigen Bühne der Welt entfernt, mich ungestöhrt meinen Lieblingsbeobachtungen überlassen konnte. Ich habe gefühlt, wie das Glück aus dem Unglück selbst hervorgehen kann. Die Natur wollte, daß dieses seinen Nutzen und sogar seine eignen Reitze haben sollte.

Ja, danken würde ich dem Urheber meiner Leiden, wenn ich vergessen könnte, was meine Familie und meine Freunde gelitten haben. Das nehmliche Dekret, das mich gesetzlos machte, hatte mich auch gleichsam losgemacht von den Beschwerden des Lebens, mich einem neuen, bessern Daseyn zugeführt, und mich mir selbst wiedergegeben. Wäre ich nie unglücklich geworden, ich hätte, wie so viele andre, vom Strome hingerissen, fortgelebt, ohne mich zu kennen, und wäre gestorben, ohne zu wissen, daß ich gelebt habe. Mein Unglück hat mich gezwungen, eine Pause in der Lebensreise zu machen, in mich zu blicken, mich zu erkennen. Ich habe gesehn, woher ich kam, wohin ich wollte, den

Weg, den ich zurückgelegt hatte, und den, der noch vor mir lag; die falschen Nebenwege, durch die ich gekommen war, und die einzigen rechten, die ich jetzt wählen müßte, um zum wahren Ziele zu gelangen.

Ich finde keinen Ausdruck, der hinlänglich beschriebe, welch einen mannigfaltigen Genuß ich in meiner Lage fand, in der Stille um mich her, in der gänzlichen in mich Gekehrtheit, in dem ungestöhrten Besitze meiner eigenen Gedanken, in dem immer verfolgten Studium meines Wesens, in den Früchten der Weisheit und des Unterrichts, den ich in mir reifen fühlte, in der Abgezogenheit von der Erde, in der Entfernung, aus welcher ich der Menschen frevelhafte Thorheit betrachtete und beurtheilte, in der immer zunehmenden Achtung der Tugend, in dem Hinaufschwingen meines Geistes zu großen und erhabenen Gegenständen, und vornehmlich zu dem Urheber der Natur, in der freien, reinen Verehrung, die ich ihm unaufhörlich darbrachte.

Jede Nacht ging ich ungefähr drei Stun-

den in einem Garten spazieren. Das Schauspiel des gestirnten Himmels, das einzige, das sich mir darbot, wurde fast immer der Gegenstand meiner Betrachtungen. Und welcher Betrachtungen! Wie nutzreich und entzückend! Wie erhaben fand ich dies Buch, das immer über unsern Häuptern aufgeschlagen bleibt, von der Hand des Unerschaffenen beschrieben mit Buchstaben, deren jeder ein Gestirn ist! Wohl dem, der darin zu lesen versteht, was ich darin geschrieben fand: Daseyn Gottes, Unsterblichkeit der Seele, Nothwendigkeit der Tugend!

Oft, wenn ich bis zwei Uhr des Morgens, liegend oder sitzend auf dem Rasen mich in meinen bewundernden Betrachtungen vertieft und nicht weniger als Sokrates von der Unsterblichkeit der Seele mich überzeugt hatte, rief ich bei der Rückkehr in meinen unterirdischen Zufluchtsort aus: Erwürgen sie mich heute, so werden morgen alle diese Sonnen unter meinen Füßen seyn!

War diese Hoffnung eine Illusion, so versüßte sie doch meine Leiden, und ich kann mit jenem sagen, dessen Name mir nicht beifällt: Hat nicht jeder solche Illusionen? Am Ende war ich glücklich mitten im Unglücke, und das war doch eine nützliche Wirklichkeit.

Auch so oft ich jetzt, nachdem ich wieder unter Menschen gekommen bin, ein wenig zu viel von dem Ungemach empfinde, das aus den Reibungen der Gesellschaft entsteht, sage ich mir heimlich: Ach, von dem allen fühltest du nichts in deinem Gewölbe!

Doch ich werde bald einen Vater, eine Frau und Kinder umarmen, die seit funfzehn Monaten meinen Tod beweinten, und das wird mir auch mein gegenwärtiges Leben zu einer Quelle reiner Freuden machen."

„Ach, zu gefühlvolles Weib, (sagte er unter andern zu seiner Gattinn,) wenn ich je wieder in deine Arme zurückkehre, mit welcher Liebe!

mit welcher Seeligkeit! Wie sehr wird die Liebe die Bande noch befestigt haben, die uns aneinander fesseln! Wie werde ich durch das Uebermaaß der Zärtlichkeit Dir alle die Leiden zu ersetzen suchen, die Dir mein zu großer Patriotismus zugezogen hat! Wie werde ich den Reitz eines stillen, ländlichen Lebens und den Werth der Ruhe zu schätzen wissen! Mit einem solchen Reichthume an Erfahrungen aus der Schule der Widerwärtigkeiten, mit einer so tiefen Menschenkenntniß, nach einem solchen Unterricht in der Weisheit des Lebens — wie gut werde ich mich nicht auf das Geheimniß verstehn, glücklich zu seyn! Nie von der Tugend weichen, und sich von der Klugheit leiten lassen, ist der einzige Weg dazu. Mein Vaterland, mein Vater, Du, unsre Kinder, das sind meine einzigen Güter auf Erden. Sollte ich, als Opfer der Undankbarkeit der Menschen, sie bald verlassen müssen, so trockne Deine Thränen bei dem Gedanken, daß ich unschuldig starb, und daß wir uns in einem, reiner Seelen würdigen Aufenthalte wieder finden werden. — — O, dies

alles wüßte, fühlte und glaubte ich nicht, wenn ich nicht so unglücklich gewesen wäre! Dank Dir, großes Wesen, für meine Leiden!

Ich habe noch einen Wunsch, um dessen Erfüllung ich Dich bitte; den nehmlich, mich, oder irgend eine Vorstellung meiner am Fuße einer Eiche zu begraben, und wenn je eine Zeit kommt, wo Du sie ohne Gefahr meinen Mitbürgern wirst zeigen können, in ihre Rinde die Worte einzuschneiden: „„Hier ruht Isnard, den die Tyrannei zu Boden schlug. Er starb glücklicher, als er ohne diese Erfahrung würde gelebt haben!““

24) Der glückliche Beraubte.

Ein armer Tagelöhner unweit Bristol, der nach Hause gehen wollte, wurde Abends von Straßenräubern angefallen; sie nahmen ihm sein ganzes kleines Wochenlohn von neun Schil-

lingen, die er sauer erworben hatte. Der Mann führte ihnen zu Gemüthe, wie unmenschlich sie ihn behandelten; er habe eine große Familie, die verhungern müßte, wenn er nichts zu Hause brächte. Einer von den Räubern bezeigte sich gerührt, und that den Vorschlag, dem Tagelöhner einen Schilling zurückzugeben, damit er nicht auf das äußerste getrieben würde. Der andre wollte dies nicht eingehn. Doch der erstre ließ sich nicht abhalten; er griff in die Tasche, und reichte dem Manne einen Schilling, wie er dachte. Der erschrockene Arbeiter wünschte sich Glück, daß er ohne schlimmere Behandlung davongekommen war; aber wie groß war sein Erstaunen, als er an den zurückgegebenen Schilling kam, und bei Vorzeigung desselben fand, daß es eine Guinee war!

25) Rocktausch eines Straßenräubers.

In der Edgewarestraße zu London wurde ein armer emigrirter französischer Priester von einem Diebe angefallen, der ihm alles das wenige Geld nahm, welches er bei sich hatte. Damit noch nicht zufrieden, ließ er den armen Geistlichen auch den Rock ausziehn, und tauschte mit ihm. Der Emigrirte lief nun aus Furcht davon, hörte aber kurz darauf, daß der Dieb auch wieder hinter ihm war, und ihm zurief, stille zu stehn. Dies veranlaßte den Priester, nur noch stärker zu laufen, bis er in eine volkreiche Straße kam. Hier, wo er sicher war, griff er zufällig in die Taschen seines mit Zwang eingetauschten Rockes, und fand, daß er mit demselben zugleich eine Banknote von funfzig Pfund Sterling erhalten hatte.

26) Räuber verhindern einen Selbstmord.

Ein Gelehrter, der sehr unmäßig im Essen, und erst seit kurzem von einem dreitägigen Fieber geheilt war, fühlte gegen das Ende des Herbstes einen entsetzlichen Trieb zum Selbstmord. Mit schauderlicher Gelassenheit überlegte er oft die Art und Weise, wie er sich umbringen wollte. Eine Reise nach London vermehrte seine Schwermuth, und beflügelte den Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen. Er wählte zur Ausführung seines Vorhabens eine sehr späte Stunde in der Nacht, und begab sich auf die Brücke der Themse, um sich daselbst ins Wasser zu stürzen; allein sobald er auf der Brücke anlangte, überfielen ihn Räuber, um ihm seine Baarschaft zu rauben. Er gerieth darüber in heftigen Zorn, und strengte, nicht ohne die lebhafteste Furcht und die größte Verwirrung, alle seine Kräfte an, um ihren Händen zu entrinnen. Der Kampf endigte sich, und plötzlich entstand eine Revolution in der

Geistesstimmung dieses Melancholikers. Er vergaß den eigentlichen Zweck seines Ganges, und kehrte, frei von seinem unglücklichen Vorsatze zum Selbstmorde, nach Hause zurück.

VIII.

Belohnung der Tugend.

27) Belohnung der Tugend durch Freude im Alter.

Ein Englischer Kaufmann, mit Namen Edmund, reis'te nach Tunis. Ihn begleitete ein junger Mensch von ungefähr vierzehn Jahren, den er an Kindesstatt angenommen hatte, und welcher Carl hieß. Sein Geburtsname war unbekannt. Dieser Jüngling war sehr wißbegierig. Er ging also überall herum, und besah al-

les, was der Aufmerksamkeit eines Fremden würdig schien. Da er schon zeichnen gelernt hatte, ging er auch zuweilen aufs Land, um schöne Gegenden aufzunehmen. Sein Pflegevater besorgte indeß seine Handlungsgeschäfte.

Einstmals, da Carl durch ein angenehmes Wäldchen, unweit des Meeres, ging, sah er einen Greis, der, in tiefen Kummer versenkt, neben einer Quelle saß. Seine Kleidung zeigte, daß er einer von den Unglücklichen war, die hier, wie an einigen andern Orten, unter dem Namen der Sclaven als Vieh behandelt werden. Neben ihm lag ein längst verwelkter Blumenkranz, den der Alte von Zeit zu Zeit in die Hand nahm, traurig anblickte und mit Thränen benetzte. Mitleidige Neugierde bewog den jungen Engländer, sich ihm zu nähern. Er redete ihn freundlich an, setzte sich vertraulich an seiner Seite nieder, und fragte ihn um die Ursache seines Kummers. Der Alte seufzte, sah dem jungen Fremdling wehmüthig ins Gesicht, und sprach: „Laß Dir meine Geschichte nicht

erzählen, o Jüngling! Denn wenn Du ein Herz hast, wie ich, und nachempfinden kannst, was ich empfunden habe, so wäre Deinem Leben auf lange Zeit alle Freude benommen."

Der Jüngling, dessen mitleidige Neugierde durch diese Antwort noch mehr gereizt wurde, drückte ihm die Hand, und bat ihn inständigst, ihm sein Unglück zu erzählen. Da hob der Alte an: „So wisse denn, mitleidiger Jüngling, daß dieser kleine Hügel, an dem wir sitzen, den sterblichen Theil des treusten, des besten weiblichen Geschöpfs bedeckt, welche ich einst die Meinige nannte. Sie begleitete mich auf einer Seereise, weil sie ohne mich nicht leben konnte. Ein heftiger Sturm verschlug uns an die Afrikanische Küste, wo wir von Seeräubern überfallen, und gefangen genommen wurden. Der Himmel milderte indeß unser Unglück dadurch, daß man uns nicht trennte; denn mein Weib und ich, nebst einem unmündigen Sohne, der noch an der Brust seiner Mutter lag, wurden von einem und eben demselben Herrn gekauft."

„Man

„Man wies uns die beschwerlichsten Arbeiten an, und begegnete uns oft mit unmenschlicher Härte. Aber wir ertrugen unser Schicksal mit Geduld, weil unsre Liebe Trost und Linderung in alle unsre Leiden goß. So waren nun schon zwei Jahr verflossen, als es Gott gefiel“—

Hier stürzte dem Greise ein Strom von Thränen aus den Augen. Er mußte einhalten. „Was soll ich Dir sagen, guter Jüngling?“ fuhr er endlich fort. „Siehe diesen Hügel, er sagt Dir alles. In ihm liegt meine Freude, mein ganzes Glück begraben. Noch war mir ein Gegenstand übrig geblieben, welcher meine gebeugte Seele mit der Welt verband. Es war das theure Pfand unsrer Liebe, mein kleiner Sohn, der nun das dritte Jahr zurückgelegt hatte. Ein tröstender Engel für mein noch blutendes Herz. Wenn er so unschuldig und ruhig in meinen Armen lag, so oft ich an dieser mir so theuern Stätte mich niedersetzte, um nach Herzenslust zu weinen; wenn er mit seinen kleinen Händen mich streichelte, und mich bat,

nicht so zu weinen, und ich in seinem Gesichte dann die Züge seiner theuern Mutter erkannte, und ihn mit Inbrunst an meine Brust drückte und in ihm seine Mutter zu umarmen meinte; so hätte ich dieses entzückende Vergnügen nicht auf eine Minute lang um die ganze Welt vertauscht.“

„Einstmals, da ich, wie gewöhnlich, um die Zeit der Mittagshitze (die Zeit, zu der man mir verstattete, ein wenig auszuruhen) hieher kam, und meiner Betrübniß nachhing, beschäftigte sich mein kleiner Liebling, Blumen zu pflücken, um einen Kranz davon zu winden, den er an diesem Strauche über dem Grabe seiner lieben Mutter aufhängen wollte. In der Absicht noch mehr Blumen zu holen, ließ er mir den Kranz, der beinahe fertig war, und lief dem Strande zu. Ein plötzliches Geschrei, worin ich seine Stimme erkannte, weckte mich aus meiner Schwermuth auf. Ich lief eilends nach dem Strande, und — o Gott! — ich sah mein liebes Kind entführt von unmenschlichen Seeräu-

dern, die schon mit vollen Segeln davon eilten. Vergebens flehte ich Erd' und Himmel, Gott und Menschen um Hülfe an; vergebens streckte ich meine zitternden Arme aus, und bat die Unmenschen, mich wenigstens mitzunehmen. Die Räuber waren schon zu weit entfernt, um mein Jammergeschrei hören zu können, und mein Sohn, mein armer kleiner Sohn" —

„Liegt in Ihren Armen" rief der junge Engländer aus, indem er sich in die Arme des Greises warf.

Lange hielten beide sich sprachlos umschlungen, bis ihre gewaltsamen Empfindungen sich endlich in Freudenthränen ergossen. Das väterliche Herz überzeugte den glücklichen Alten, daß es keine Täuschung sey, sondern, daß er wirklich seinen geliebten Sohn, den er für verloren hielt, wieder in seinen Armen halte. Nachdem beide das Vermögen zu reden wieder bekommen hatten, erzählte Carl, daß seine Entführung und die Erinnerung, daß er kurz vorher Blumen gepflückt habe, nie aus seinem Gedächtniß

gekommen wären, daß er sich aber weder des Namens seines Vaters, noch des Landes, wo er als Kind mit ihm gelebt habe, jemals habe wieder erinnern können. Die Seeräuber hätten ihn damals nach Amerika gebracht, und ihn einem spanischen Sclavenhändler verkauft. Dieser hätte ihn wieder an einen englischen Kaufmann verhandelt, der ihn bald wie seinen Sohn liebgewonnen, ihn mit sich nach England genommen, und, in Ermangelung eigner Kinder, ihn zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt habe. Und dieser sein Wohlthäter sey jetzt in Handlungsgeschäften mit ihm nach Tunis gekommen.

Diese Erzählung wurde oft durch häufige Umarmungen, und durch wechselseitige Ergießungen ihrer Herzen unterbrochen.

Dann eilte der entzückte Jüngling, seinen Pflegevater aufzusuchen, um ihn zum Zeugen seines so unverhofften Glücks zu machen. Der Greis und Edmund hatten sich kaum begrüßt, als ihre Blicke starrend aneinander hangen blieben.

„Dein Name, lieber Greis?“ — fragte der Kaufmann. — „Ist Edmund,“ (erwiderte der Alte;) „und der Deinige? „Ist der Name Deines glücklichen Bruders!“ rief Edmund, und warf sich sprachlos in die Arme des entzückten Greises. Der junge Mensch blieb mit starren Augen und mit offenem Munde, wie versteinert, stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Es ist unmöglich, die Empfindungen der Freude, die jeder von ihnen in diesem Augenblicke fühlte, mit Worten zu beschreiben. Endlich kam es zu Erklärungen; und da fand es sich, daß der jüngere Edmund seinen Bruder, weil er seit seiner Abreise von England nie wieder etwas von ihm hatte erfahren können, für todt gehalten, betrauert, und dessen Vermögen in Besitz genommen habe.

Er erzählte ferner, daß Carl zu der Zeit, da er ihn kaufte, seine Muttersprache verlernt gehabt, und er daher nie auf den Gedanken habe

kommen können, er sey sein Neffe, weil er ihn für den Sohn irgend eines Spaniers gehalten habe.

Der jüngere Edmund eilte darauf zu dem Herrn seines Bruders, und kaufte ihn los.

„Du bist frei, mein theurer Bruder," rief er ihm zu, da er zurückkam; „und morgen reisen wir nach England." Aber mit Wehmuth mußte er hören, daß sein Bruder fest entschlossen war, den kleinen Ueberrest seines Lebens an dem Orte zuzubringen, wo die geliebte Hülle seiner Gattinn ruhte. Alle Bitten waren vergeblich. Es wurde daher beschlossen, an dieser Stelle ein kleines Haus bauen zu lassen. Carl wollte bei seinem Vater bleiben, um ihn in seinem Alter zu pflegen. Der jüngere Edmund reis'te nach England ab, verkaufte seine Handlung, und kehrte zurück, um auch den Rest seiner Tage bei seinem Bruder zuzubringen.

28) Belohnung menschenfreundlicher Fürsorge für einen unbekannten Betrunkenen.

Ein Geistlicher in Polen that im März 1783 eine Reise nach Lemberg, wo er Geschäfte hatte. Als er zurückreisete, fand er im Walde, 3 Meilen von Lemberg, an der Landstraße einen bewaffneten Soldaten, welcher betrunken war, und fest schlief. Weil es kalt war, besorgte er, der Soldat möchte erfrieren; er ließ ihn deswegen aufwecken, hob ihn in seinen Wagen, und nahm ihn mit sich. Wie er in seinem Dorfe ankam, übergab er den Soldaten einem dortigen Juden, der ihn in sein Haus aufnahm, bis er nüchtern seyn würde.

Der Betrunkene schlief noch lange. Endlich, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, erwachte er, des Abends um elf Uhr. Der Jude erzählte ihm, wie er in dieses Haus gekommen wäre, und der Soldat bezeigte ein Verlangen, zu seinem Wohlthäter zu gehn und sich

zu bedanken. Diesen löblichen Vorsatz vollführte er auch sogleich. Er nahm sein Gewehr mit, und der Jude begleitete ihn.

Als sie an das Pfarrhaus kamen, sahen sie, daß der Fensterladen etwas offen, und Licht in dem Zimmer war. Sie dachten, der Pfarrer wäre, wie sie wünschten, noch auf. Da sie aber näher kamen, und zu dem offnen Fenster hineinschauten, erblickten sie drei Räuber, welche den Pfarrer banden, und von ihm verlangten, er solle ihnen anzeigen, wo sein Geld wäre, denn sie wüßten, daß er zu Lemberg Schulden eingetrieben hätte.

Sobald der Soldat sah, daß sein Erretter in so großer Gefahr war, ergriff er sein Gewehr, und gab Feuer auf die Räuber. Zwei wurden durch diesen Schuß erlegt, und der dritte ergriff die Flucht.

Der Pfarrer wurde also errettet durch denjenigen, dem er selbst das Leben gerettet hatte.

Hätte er den Soldaten im Walde liegen lassen, so wäre er vielleicht von den Räubern getödtet worden.

---

29) Die Müllerinn Braun von Alberg.

Im Jahre 1779 fand man auf der Nahebrücke zu Koblenz einen Säugling, dem man den Namen Bruck gab, und dessen sich eine Müllerinn von Alberg, Namens Braun, annahm und ihn erzog. Sie erhielt den Lohn ihrer Wohlthätigkeit, indem sich der erwachsene Zögling im Frühjahre 1804, als ihren Sohn das Loos der Conscription getroffen hatte, an dessen Stelle freiwillig zur Armee begab.

---

50) Fresenius vertrauet Gott.

Der vortreffliche Fresenius fand als Jüngling einstens seine dürftige und längst verwittwete Mutter in tiefem Kummer und ihre Augen voll Thränen. Er befragte sie um die Ursache dieser großen Traurigkeit, und sie entdeckte ihm, daß sie in dieser Stunde einen Thaler haben müsse, und nicht wüßte, wo sie ihn bekommen solle. Auch der fromme Jüngling wußte keinen Rath. Inzwischen sagte er: „mir deucht freilich auch, als wenn dieser Thaler Ihnen sehr nöthig wäre; indessen wende ich hiermit die Sanduhr um, und bin versichert, wenn es so sehr nöthig ist, so wird er da seyn, ehe die Sanduhr ausgelaufen ist; wo nicht, so wird uns Gott überzeugen, daß es nicht so nöthig gewesen sey, wie wir gemeint haben." Noch war die Sanduhr nicht zur Hälfte ausgelaufen, so kam ein Bothe, und brachte ihm einen Thaler, welchen ihm ein andrer schon lange schuldig gewesen war. Dieser Thaler wurde ihnen nun so

theuer, daß sie ihn in der Folge wieder einwechseln, und auch, als sie hernach mit zeitlichen Gütern reichlich gesegnet wurden, ihn noch immer treulich aufbewahrten. „Dergleichen an sich kleine Stücke Geld,“ pflegte Fresenius zu sagen, „werden in der Zeit der Noth zu großen Schaustücken, mit der Umschrift: Siehe, daß Gott helfen kann!“

31) Hoppe gelangt auf dem Wege des Unglücks zum Glücke.

In den Jahren, wo mein eigenes Schicksal mir noch manche Thräne kostete (schreibt Fest, ein sehr geprüfter Leidender) stärkte mich einer meiner Freunde durch folgende Erzählung und durch öftere Erinnerung an sie. Sein Beruf hätte ihn genöthigt, sich viele Jahre in der Oberlausitz, besonders zu Bernstadt, aufzu-

halten. Hier hatte ein Einwohner dieses Städtchens durch sein silberfarbenes Haar, seine vortreffliche Bildung, und die, in seinem Alter ungewöhnliche Heiterkeit seines Gemüths, gleich anfangs die Aufmerksamkeit meines Freundes erregt. Diese stieg, als man ihm den ausgezeichnet rechtschaffenen Charakter dieses Mannes, der Hoppe hieß, seine häusliche Ordnung, Redlichkeit, Wohlthätigkeit und Wichtigkeit für den ganzen Ort, einstimmig rühmte, die Menge seiner Geschäfte, die Größe seiner aufgeführten Gebäude und Niederlagen beschrieb, und sie ihm mit dem Zusatz zeigte, daß derselbe in seiner Jugend, als ein ganz armer Färbergeselle, nach vielen Unglücksfällen, dahin gekommen, und nun einer der ersten und wohlhabendsten Einwohner sey.

Reitze genug für meinen, in jeder Rücksicht edlen Freund, die nähere Bekanntschaft eines so guten, weisen und glücklichen Greises, der schon über siebenzig Jahr gelebt hatte, zu wünschen und zu suchen, und sich den Zusammenhang seiner Schicksale von ihm erzählen zu lassen.

Den Eindruck, den diese Erzählung auf mich gemacht hat, glaube ich ihr bei mehrern, besonders in sorgenvollen Stunden, versprechen zu dürfen. Sie ist zugleich ein Beleg zu den Bemerkungen, daß oft das Unglück nur Weg zum Glück und zur Verbesserung unsers Wohlstandes sey.

Die theilnehmende Forschbegierde meines Freundes befriedigte der gute Alte ungefähr auf folgende Weise.

„Ja, ich bin ein glücklicher Mann und kann Gott nicht genug danken, der mich durch große Trübsale geschickt gemacht hat, mein gegenwärtiges Glück erst recht zu genießen, und mich meiner gegenwärtigen Lage doppelt zu freuen. Ach, ich habe manche Thräne auf dem Wege hieher vergossen! Meine guten Eltern konnten nichts für mich thun, als daß sie nächst einer Erziehung zur Frömmigkeit mich die Färbekunst lernen liessen. Als ein armer Färbergeselle kam ich nun, nach einigen Jahren meiner Wanderschaft, nach

Hirschberg in Schlesien. Ich arbeitete da mehrere Jahre bei einer alten, kränklichen Wittwe, die sich ganz auf mich verlassen mußte, und Ursach hatte, mit einigen meiner Vorgänger unzufrieden zu seyn. Von dieser Frau als ein Sohn geliebt, und von den Kaufleuten und Webern, mit welchen ich Geschäfte hatte, geschätzt, hätte ich hier meine Tage recht vergnügt zubringen können, wenn mich nicht unvermuthet eine unwiderstehliche Leidenschaft beunruhigt hätte.

Ich erblickte nehmlich auf dem Rückweg aus der Kirche ein schönes, junges, und dem Anscheine nach sehr sanftes und tugendhaftes Frauenzimmer. Ich sah sie öfter, mit immer größerem Vergnügen, und erkundigte mich bald genauer nach ihr. Zu meiner großen Freude hatte ich mich in meinem Urtheile, wie ich erfuhr, nicht geirrt; diese Freude aber verwandelte sich in Traurigkeit bei der Nachricht, daß sie die einzige Tochter des Predigers an der dasigen lutherischen Kirche sey, der ein in seiner Art sehr wohlhabender Mann war. Meine schmei-

chelhaften Hoffnungen mußten nun verschwinden. Bei meinem Stande und bei dem Mangel an allem Vermögen, wagte ich nicht zu hoffen, in dieser Liebe jemals glücklich zu seyn.

Zwar hatte sie unterdeß auch mich zu bemerken angefangen, und ich war bald so glücklich, sie näher kennen zu lernen — ihr meine Liebe zu gestehn und auch von ihr die Versicherung ihrer Gegenliebe zu erhalten. Aber zugleich zeigte sie mir auch an, daß sie ihren alten Vater, der wahrscheinlich zu einer Verbindung mit mir seine Einwilligung nie geben würde, auch nie durch Ungehorsam kränken, und ihm alles, auch diese Liebe, aufzuopfern, sich werde entschließen müssen. Was für Thränen wir bei diesen wechselseitigen Geständnissen und Vorstellungen vergossen, läßt sich leichter denken, als beschreiben. — Nun fühlte ich erst recht, was die Liebe für ein wunderlich Ding sey. Meine Ruhe war dahin, und mein Glück, das ich an diesem Orte genossen und noch zu hoffen hatte, war verschwunden. Nach der unruhigsten Nacht mei-

nes Lebens faßte ich endlich den männlichen Entschluß, diesen Ort gänzlich zu verlassen, und mein Glück anderwärts zu suchen. — Des Morgens entdeckte ich mein Vorhaben, doch ohne dessen Ursach, der Meisterinn. Verwundert und betroffen, bat mich diese inständigst, meine Abreise nur wenigstens etwas aufzuschieben, weil sie bald ihre Färberei verkauft zu haben hoffe, der sie nicht mehr vorstehen könne. Ich ließ mich bewegen, dies zu versprechen.

Während dessen erfuhr ich, daß ein angesehener, rechtschaffener und wohlhabender Mann sich förmlich um die Hand meiner Geliebten beworben würde; der Vater wünsche diese Verbindung, doch habe sich die Tochter bisher immer noch geweigert. — Aber o! wie groß war meine Verlegenheit, als mir an einem der Pfingstfeiertage von dem würdigen Prediger ein Gruß gebracht und ich eingeladen wurde, ihn des Nachmittags zu besuchen. Lange wußte ich nicht, ob es wohlgethan seyn möchte, zu gehorchen, doch entschloß ich mich dazu. Mit ängstlichen, zaudernden

Schrit-

Schritten, doch, durch die Unschuld meines Herzens und durch Gebet gestärkt, nahete ich mich dem ehrwürdigen Alten. So gern ich ihm sonst in der Kirche zugehört hatte, so bange wurde mir doch jetzt vor jedem Worte aus seinem Munde. Mit freundlicher Miene hieß er mich zwar niedersetzen; allein mein Herz klopfte dennoch immer stärker, als er nun zur Sache kam.

„Ich habe gehört, (sprach er,) daß Sie meine Tochter kennen. Es ist mein einziges Kind. Immer habe ich gewünscht, sie noch vor meinem Tode gut versorgt zu wissen. Jetzt habe ich die Erfüllung meines Wunsches nahe geglaubt — nur meine Tochter hat sie unter mancherlei Vorwand verzögert. Auf mein Verlangen hat sie mir nun endlich den wahren Grund ihres Zauderns gestanden, und dies ist kein anderer, als Liebe zu Ihnen.“

Hierauf verlangte er, indem er immer mit sanftem Ernst an meinem Auge hing, mein Geständniß, wie ich gegen sie gesinnt sey? — Die

Güte, womit der väterliche Ernst gemildert war, gab mir Muth, das ganze unschuldige Geheimniß meiner Liebe offenherzig zu bekennen.

Wie mir nun wurde, da der gute Alte äusserte, daß er seine Tochter lieb genug habe, um sie nur allein der Neigung ihres Herzens gemäß heirathen zu lassen, ist über alle Beschreibung. Er ehre, fügte er hinzu, jeden nützlichen Stand; meine Aufführung habe er längst mit Wohlgefallen beobachtet, und von meiner Geschicklichkeit sowohl, als von meiner Redlichkeit habe er die besten Zeugnisse. Er sey ein alter Mann und habe an dem Ertrage seines Amtes zu seinem Unterhalte genug. Da nun die Besitzerinn der hiesigen Färberei selbige gern verkaufen wolle, so sey er bereit, alles, was er von eigenem Vermögen habe, zur Erstehung dieses Grundstücks anzuwenden, so daß ich die mir noch bleibende Schuld, bei Fleiß und Ordnung, unter Gottes Segen nach und nach wol abtragen könne.

Sprachlos stand ich da, und konnte dem vortrefflichen Mann auf alle seine Güte nicht eine Silbe antworten. Er war indes nach der Thür gegangen, hatte seine Tochter gerufen, und ihr das alles kürzlich wiederholt. Von gleichem Dank durchdrungen, bemächtigten wir uns beide der Hände dieses würdigen Vaters, Thränen der Freude und der dankbarsten Rührung mußten für uns sprechen, und unter solchen Thränen gab der gerührte Greis uns seinen Segen.

Niemand konnte nun glücklicher seyn, als ich. Im Besitz des besten, überaus häuslichen Weibes, die mir täglich liebenswürdiger wurde; bei eigenem Heerde, und bei den angenehmsten Aussichten für die Zukunft, war ich unverzagt bei meinen Schulden. Kein Wunsch blieb mir übrig, nur machte meine große Liebe mir etwas bange vor der ersten Niederkunft, welche nun auch herannahete. — Ueber alle Erwartung glücklich ging diese indes vorüber. Freilich büßte ich, schon einige Tage nach der Niederkunft,

mein Kind wieder ein, doch tröstete und freute mich die zunehmende Genesung meiner Frau. Wo ich mir nur irgend selbst überlassen war, da standen meine Augen voll Thränen des innigsten Danks gegen Gott.

Mit solchen Empfindungen ging ich einst auf mein Feld, um die Arbeit meines Knechts zu sehen, während daß mein Weib noch im Wochenbette lag. Sorgenleer stand ich da, und hatte meine Augen auf die Fluren gerichtet, als mein Knecht mir ängstlich zurief, zurück nach der Stadt zu sehn. Mit Schrecken erblickte ich schwarzen Dampf, dann helles Feuer, und — o Gott! die Hintergebäude meiner Färberei standen schon in voller Flamme! — Athemlos jagte ich nach Hause, ließ indes die Pferde vom Pfluge reißen und vor den Wagen hängen, und eilte, um nur meine arme Wöchnerinn zu retten. Ich stürzte in ihre Stube. Sie lag in Ohnmacht! Einige Stück Betten, worauf sie lag, waren alles, wornach ich griff. In diese wurde sie auf den Wagen gelegt, und so fuhr ich betäubt mit

ihr nach dem nächsten Dorfe zu, und überließ das, was noch zu retten seyn möchte, andern. Aber wie groß war mein Schrecken, als ich nun an dem vermeinten Orte der Sicherheit still hielt, um sie und mich selbst zu trösten! Kein Bewußtseyn war in ihr; nur unmerkliche Spuren des Lebens waren noch vorhanden, und in wenig Augenblicken — nie werde ich ohne Schauder daran denken — lag sie völlig todt und erstarrt in meinen Armen.

So war nun auf einmal mein ganzes Schicksal verändert. Früh der glücklichste und noch denselben Abend der bedaurungswürdigste Mann! Mein Haus, mein Geräthe, mein Weib, mein Kind, meine Hoffnung — alles lag in der Asche. Von meinen Mobilien war so gut als nichts gerettet worden. An die Wiederherstellung meiner vorigen Wirthschaft war nicht zu denken. Da diese, nur geringe gerechnet, doch gegen dreitausend Thaler erfordert hätte, und ich auf die vorige noch nicht die Hälfte bezahlt hatte, meine Gläubiger sich auch zu ihrer Befriedigung an die

Felder und Brandstätte hielten; so blieb mir kaum zu einem Reisebündel etwas übrig. Und damit schlich ich, voll großer Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit meiner so früh verlohrnen Gattinn, einsam und verlassen, und noch ärmer, als ich gekommen war, von diesem traurigen Orte hinweg, und dachte mit schwermüthigem Herzen dem süßen Traume meiner Jugend auf meinen Wegen nach. — Ich wandte mich nach Sachsen, und wünschte besonders in einer der sogenannten Sechsstädte in Arbeit zu kommen. Allein alles war schon mit den nöthigen Gesellen versorgt. Mich je wieder selbst zu setzen, dazu hatte ich, so jung ich auch noch war, Hoffnung und Muth nun gänzlich verlohren. —

Auf diesen Herumirrungen lernte ich den Kaufmann Bolant aus Bernstadt kennen, der mir rieth, bei der hiesigen kleinen Färberei in Arbeit zu treten. Allein sehr unerwünscht waren anfangs auch hier die Aussichten selbst für einen Gesellen. Die Färberei war gänzlich herunter-

gekommen, und die Vormünder der Unmündigen, denen sie zugehörte, faßten den Entschluß, sie zu verkaufen. — Der redliche Bolack, dessen Freundschaft ich indes gesucht und erlangt hatte, und dem ich unter den Menschen mein ganzes Glück verdanke, drang in mich, sie selbst zu kaufen. Alle, von meinem gänzlichen Unvermögen hergenommenen Einwendungen schreckten ihn nicht ab. Er bot mir selbst ein hinreichendes Kapital zum Angelde an, und versprach, mich auf das nachdrücklichste zu unterstützen. Sein Muth überwog den meinigen..

Als ich aber in den ersten vier Wochen schlechterdings nichts, als ein einziges Halstuch, zu färben bekam, so läßt sich leicht denken, wie sehr ich den Schritt, den ich nun wieder gethan hatte, bereut haben müsse. Bei allen meinen Sorgen und bei alle meinem Fleiße, schien es doch unmöglich, mich zu halten. Denn da zu Bernstadt zwar eine der besten Tuchmanufakturen, aber keine Leinwandsfabrik war, und die Städte Zittau, Görlitz und Lauban, wo der

Leinewandhandel am meisten blühte, meiner nicht bedürften, so sahe ich kein Mittel, meinen völligen Untergang zu verhüten. Doch je dunkler es um mich gewesen war, in einem desto hellern Lichte zeigte sich nun der Plan der Vorsehung, in Rücksicht auf meine, bis jetzt so widrigen, Schicksale.

Die Herrenhuter, die sich einige Jahre vor mir in hiesiger Gegend niedergelassen, und durch ihre Manufakturen den neuangebauten Ort in größten Flor gebracht hatten, wollten um diese Zeit eine große Mandel bauen. Da aber diese Kolonie sich in der Oberlausitz nur unter der Bedingung niedergelassen hatte, daß man ihnen niemals zumuthe, Stadtgerechtigkeit anzunehmen, so wurde ihnen auch die Erbauung einer Mandel, als ein Vorrecht der Städte, verweigert. Durch diese Verknüpfung der Umstände erhielt ich, mitten in meinen größten Besorgnissen, eine Kiste Waaren von Herrenhuth zur Zurichtung. Bald folgten, wegen Zufriedenheit mit meiner Arbeit, deren mehrere, so daß bis-

her wöchentlich sechszehn bis zwanzig und mehr Pferde bei mir volle Ladung finden, zugleich auch mancher andre Bürger des hiesigen Orts mir seine Nahrung verdankt.

In wenig Jahren wurde ich auf diese Art schuldenfrei und Eigenthümer einer der ansehnlichsten, nach bekannter Ordnung der benachbarten Kolonie eingerichteten, Färbereien. Und ich muß es gestehn, daß mein Wohlstand allerdings beträchtlich ist, ungleich beträchtlicher, als er an dem Orte meiner ersten Niederlassung, aus vielerlei Ursach, je hätte werden können. Ob ich gleich meine erste Frau, die mir so viel aufopferte, nie vergessen werde, so führte mir Gott doch auch hier eine Freundinn zu, die alle Eigenschaften einer guten, verständigen Hausfrau und Mutter in sich vereinigte, mit der ich viele Jahre glücklich gelebt und Kinder erhalten habe, die mir Freude machen. In meinem Alter habe ich alle Geschäfte meinem Sohne überlassen, und genieße nun die volle Ruhe eines höchst glücklichen und von Gott zur Freude berechtigten Greises.

Je älter ich werde, desto rührender wird mir's, den wunderbaren Wegen nachzudenken, auf welchen Gott mich hiehergeführt hat. Mein ehemaliges seltenes Misgeschick ist nun für mich tägliche Aufforderung zu frommen Staunen und zum Preise meines Gottes geworden, so schwer mir's auch sonst zu tragen war. Er hat mir nicht nur weit mehr wiedergegeben, als ich verlohr, sondern auch durch dies alles mich näher zu sich gezogen, mich nachdenkender, mitleidiger, geduldiger und getroster in jeder neuen Verlegenheit, und ich hoffe — überhaupt besser und frömmer gemacht. Schon mancher ist zu seinem Unglücke durch meine Geschichte gestärkt worden. Ich wiederhole sie daher gern, weil sie ein redender Beweis ist: daß Gott uns oftmals durch Trübsal und Unglück erst zu einem bessern Glücke hinführt, wenigstens die härtesten Schläge, wenn man nur seine Hülfe mit Geduld und Vertrauen erwartet, gewiß zu heilen weiß.

52) Der Bauer Müller aus Brockstädt und dessen Frau.

Ein Bauer, Namens Müller, zu Brockstädt und seine Frau lebten anfangs in gutem Wohlstande. Allein ein verheerender Krieg brachte sie in Schulden. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, verzehrte eine Feuersbrunnst ihr Haus mit aller ihrer Habe. Sie waren nicht vermögend, ein neues Haus aufzubauen, und wußten keinen andern Rath, als daß sie die Brandstätte einem reichen Bauer verkauften, welcher zugleich ihre Schulden übernahm. Darauf wanderten sie aus, und bezogen in einer andern Gemeinde ein kleines Tagelöhnerhäuschen, welches einsam vor dem Dorfe lag.

Hier lebten sie in großer Dürftigkeit. Sie arbeiteten zwar, so viel sie konnten, waren aber beide schon alt und kraftlos und nicht mehr im Stande, noch viel zu erwerben. Auch schämten sie sich, andere Leute anzusprechen, und litten

lieber den äußersten Mangel, der oft so groß war, daß sie hätten verhungern müssen, wenn nicht einige wohlhabende Einwohner des Dorfs ihnen zuweilen Lebensmittel mitgetheilt hätten.

Einst stand der arme Greis mit nassen Augen an dem Fenster seines kleinen Häuschens, und sahe hinaus. Sein Herz war von Nahrungssorgen beklemmt, denn noch nie war die Noth so groß gewesen, als jetzt. Es war an einem Sonntage, und man läutete zur Kirche. Er sah wohlgekleidete Männer und Weiber aus den benachbarten Dörfern an seiner Hütte vorbei nach der Kirche gehn. Bei ihrem Anblick gedachte er an die vorigen Zeiten, wo er auch dieses Glücks genossen hatte. Denn jetzt konnten er und seine Frau nicht mehr in die Kirche gehen, weil sie keine schickliche Kleider mehr hatten.

Die Frau saß in einem Winkel, hielt die Schürze vor die Augen, und weinte über ihre Noth, und besonders auch darüber, daß sie nicht

an der Sonntagsandacht in der Kirche Antheil nehmen konnte. Der Mann blickte eine Weile starr vor sich hin in das weite Feld; bald erhob er seine Augen schmachtend gen Himmel, bald senkte sich sein Haupt wieder vorwärts, und die Thränen rollten ihm die Wangen herunter. Jetzt ergriff er ein altes Gesangbuch, blätterte darin und suchte ein Lied über die Vorsehung, dessen er sich erinnerte, und in welchem steht, daß Gott die Vögel unter dem Himmel speise. Wie er so in dem Buche blätterte, sah er einen jungen wohlgekleideten Menschen die Straße herauf kommen, welcher sich vor seiner Hütte auf dem Rasen niederließ, um ein wenig auszuruhen. Er öffnete seine Reisetasche, zog einige Papiere hervor, übersah sie, legte sie wieder zusammen und steckte sie in die Tasche. Bald hernach stand er auf und wanderte auf der Landstraße weiter fort.

Gleich darauf ging der Alte hinaus, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und in der Betrachtung der schönen Natur seines Kummers

zu vergessen. Von ungefähr kam er an den Ort, wo der Fremde gesessen hatte. Hier schimmerte ihm etwas Weißes entgegen. Er geht hinzu; es ist ein zusammengewickeltes Papierchen. Er hebt es auf, wickelt es auseinander, und wie erstaunt ier, da ihm zwei große Goldstücke in die Augen blitzen! „Mutter! Mutter! (rief er) komm heraus!“ Und da sie kam, fuhr er fort: „Sieh, was der Wandrer hier verloren hat! Kennst Du so etwas noch?“

„Guter Himmel! (sagte die Frau) Siehst Du, Vater? Gott verläßt uns nicht. Wenn die Noth am größten ist, dann hilft er. Mich hungert recht sehr, Vater, ich wollte nur nichts sagen, und Dich gewiß auch. Und sieh nur Deinen Rock! das ist mehr als genug zu einem neuen, und für mich zu einem Mieder; dann können wir wieder in die Kirche gehn. Gott hilft!“ — „Ja, (sagte der Mann,) Gott hilft! aber nicht durch dieses Geld. Ich sage Dir ja, es gehört dem Wandrer; er kann noch nicht weit seyn.“ — „O! Der braucht es vielleicht

nicht; er achtet es gewiß nicht, sonst wäre er vorsichtiger damit umgegangen." „Freilich!" antwortete der Mann; dann bedachte er sich ein wenig und fuhr endlich fort: „aber Mutter, es gehört ihm doch. Und wenn ers auch nicht achtet, wenn er auch nicht weiß, wo er es verloren hat. — Gott weiß es doch. Fasse Dich, und laß Dich durch das Geld nicht blenden!" Die Frau stellte ihm nochmals die große Noth vor, worin sie sich befanden. Der Mann fing auch an, in seinem guten Entschlusse zu wanken, und war zweifelhaft, was er thun sollte. Die Versuchung war groß; tausend andre würden nicht widerstanden haben. Doch dieser Rechtschaffene besann sich bald wieder und sagte: „Nein, Nein! sieh nur, wie schön das Getreide steht, voraus des Richters Weizen, da des Schulzen Gerste und dort des Pfarrers Roggen; sie können es wahrlich nicht allein verzehren, sie werden uns davon bedenken. Der Herbst ist nahe, und dieser Herbst könnte uns wol mitnehmen von der Welt. Bald geht der Wind über unser Grab, und so dicht am Grabe sollten wir etwas

veruntreuen? Mir wird bange, Mutter, mir wird sehr bange. Weg, weg mit dem Golde! Ist es mir doch, als wäre ich schon todt, und als stünde ich vor dem Weltrichter, und er sagte zu mir: Du trugst Deine weißen Haare mit Ehren, und um ein Paar Goldstücke hast Du Dein graues Haupt geschändet; schäme Dich!"

Diese Rede ging der Frau so zu Herzen, daß sie ganz erschrocken schrie: „Herr Jesus! wir wollen lieber verhungern. Du hast Recht, Vater; das ist das Gewissen! Du machst mir angst und bange; ich friere und bebe, als hätte ich schon gestohlen. Ich will Dir Deinen Stock bringen, und dann lauf, lauf, was Deine alten Füße können! — Herr Gott! wenn Du den Wandrer nur wieder einholst!" — Zitternd eilte die alte Frau in das Haus, und zitternd schritt indeß der Alte hin und her, und sah ängstlich nach dem Wege hin.

Jetzt kam die Alte, reichte ihm den Stock und sagte: „Da Vater! und nun so schnell, als

Du

Du kannst! die Landstraße krümmet sich hier sehr; wenn Du den Fußsteig durch das Gebüsch gehst, so kannst Du ihn da unten noch einholen. Eile, eile! Gott im Himmel, wenn Du ihn nur noch antriffst!"

Diese Worte rief sie ihm noch nach, denn er war schon auf dem Fußsteige. So wie er gebeugt schritt er hastig dahin, und strengte alle seine Kräfte an, den Wandrer bald einzuholen. Die Frau sah ihm nach, und da es ihr schien, als ob er zu langsam ginge, eilte sie, um ihn einzuholen, faßte seinen Arm und sagte: „ich bin doch wol noch rüstiger, als Du; ich kann Dich stützen, halte Dich nur an mich!"

So keuchten die beiden Alten fort, geschwinder als zuvor. Wer sie so gesehn, ihre Umstände gewußt hätte, und die Absicht, in welcher sie diesen eilfertigen Gang thaten; der hätte Gott danken müssen, der den Menschen die Kraft giebt, im Guten so festzustehn, daß der Hunger

sie nicht erschüttern und der Glanz des Goldes sie nicht verblenden kann.

Die beiden Gatten eilten durch das Gebüsch und erreichten bald das Ende desselben. Jetzt waren sie an der Straße, und sahen mit innigem Vergnügen, daß sie dem Wandrer zuvorgekommen waren, und daß er sich ihnen jetzt erst näherte, nachdem sie schon ein wenig Athem geschöpft hatten. „Mein Herr! (sagte der ehrliche Greis,) hier sind zwei Goldstücke, die Sie dort auf dem Rasen vor der letzten Hütte des Dorfs aus Ihrer Brieftasche verloren haben."

Der Jüngling sah die beiden Alten mit Verwunderung und Hochachtung an; darauf betrachtete er ihre zerissenen Kleider, welche sein Mitleiden erregten, und endlich sagte er: Ihr scheint arm zu seyn. „Sehr arm, mein Herr." (antwortete der Mann.) „Aber wir möchten gern ehrlich bleiben; (sagte die Frau;) da haben Sie Ihr Geld!"

Der Jüngling war zweifelhaft, ob er es annehmen solle; er bedachte sich eine Weile, nahm es endlich und sagte: ich nehme es wieder, weil ich es da, wo ich hin will, vielleicht brauchen könnte; doch will ich Euch etwas geben, was ich heute entbehren kann, und wenn ich wieder zurückkomme, sollt Ihr sehen, daß es Menschen giebt, welche die ehrliche Armuth hochschätzen. Ich will Euch auch sagen, wo ich diese Goldstücke jetzt nöthig haben könnte. Ich gehe, um meine Eltern zu besuchen, welche ich vor zwölf Jahren als ein junger Handwerksbursche verließ. Seit elf Jahren habe ich nichts mehr von ihnen gehört, und weiß also gar nicht, in was für Umständen sie sich jetzt befinden.

Der Alte sah seine Frau bedenklich an und sagte: „hörst Du, Mutter, habe ich nicht gesagt, der Fremde könnte das Geld nöthig brauchen? — Aber, mein Herr, wie kam es, daß Sie so lange nichts von Ihren Eltern gehört haben?“

Der Jüngling antwortete: „Nachdem ich von meinen Eltern weg war, arbeitete ich ein Jahr in Hamburg. Ich ließ mich bereden, einige Reisen zur See mitzumachen. Ich schrieb zwar ein paarmal nach Hause, bekam aber keine Antwort. Vielleicht hatten meine Eltern die Briefe nicht empfangen; vielleicht lebten sie auch nicht mehr. Zuletzt war ich einige Jahre in Ostindien, und der himmlische Vater hat mich reichlich mit Gütern gesegnet. Vor sechs Wochen bin ich in Hamburg wieder angekommen. Die Tochter des Meisters, bei dem ich ehedem gearbeitet hatte, war indessen herangewachsen. Wir gewannen uns lieb; der Vater kannte mich, und trug kein Bedenken, sie mir zu geben. Ich habe mich mit ihr versprochen, und in zwei Monaten wird sie mein Weib. Jetzt fehlt mir weiter nichts zu meinem Glück, als daß ich weiß, wie es meinem Vater und meiner Mutter geht. Deswegen habe ich mich auf den Weg gemacht, meine liebe Heimath zum letztenmal zu grüßen. Gott gebe, daß ich meine Eltern noch antreffe, und daß sie sich entschließen,

mit mir zu ziehn und mit mir zu genießen, was mir Gott bescheret hat!"

Die beiden Alten hatten einen einzigen Sohn, der ebenfalls schon zwölf Jahr abwesend war. Während der Fremde so erzählte, fiel ihnen ihr Sohn ein, von welchem sie nicht wußten, ob er noch lebte. Sie kamen auf die Gedanken, daß dieser Fremde vielleicht ihr Sohn seyn könnte. Sie sahen ihn genau an, und es kam ihnen sehr wahrscheinlich vor, daß er es wäre; daß sie ihn aber nicht sogleich erkannten, kam daher, weil er sich in den zwölf Jahren sehr verändert hatte. Er kannte seine Eltern auch nicht; denn durch die Noth und Armuth, worin sie so lange gelebt hatten, waren sie ebenfalls sehr verändert und unkenntlich geworden.

Nachdem der Alte den Jüngling lange betrachtet hatte, sah er endlich seine Frau bedenklich an, winkte mit den Augen und sagte leise: „Mutter, kommt es Dir auch so vor?" Darauf wandte er sich zu dem Fremden und sagte:

„wie weit ist es denn noch zu Ihrer Heimath, wenn man fragen darf? —“ Vier Meilen soll es noch seyn von hier bis Brockstädt. —“ Wie er das Wort Brockstädt aussprach, waren die beiden Alten hoch erfreut; denn dies war der Name des Dorfs, wo sie vorher gewohnt hatten. Mit ausgebreiteten Armen schrien sie: „Ach Brockstädt! Brockstädt!“ Der Jüngling kannte sie noch nicht wieder, und fragte ganz erschrocken: „Gott, was ist Euch? seyd Ihr zu Brockstädt bekannt? Mein Vater heißt Müller.“

Jetzt fielen die beiden Alten ihm um den Hals und riefen entzückt aus: „Ach Wilhelm! Ach mein Sohn! mein wiedergefundener Wilhelm!“ Mehr konnten sie nicht sagen. Der Sohn erkannte nun, daß er in den Armen seiner Eltern war; seine Freude war so groß, daß er nicht reden konnte. Er stammelte nur die Worte: „Mein Vater! Meine Mutter!“ Dann fiel er auf seine Kniee, richtete seine Augen gen Himmel, hob die Hände empor und

betete mit zitternden Lippen: „O Gott! wie gut machst Du es mit mir! Gott sey gelobt!“ Endlich fing der Alte an: „O Mutter! Nun hat alle unsre Noth ein Ende! Falle auf die Kniee! Wir sind ja wol im Paradiese und sehen da unsern Sohn wieder. Auf Erden hoffte ich solche Seeligkeit nicht mehr. Mutter! Wilhelm! danket, preiset! Mir ist, als wären wir im Paradiese.“ „Wir sind es wirklich, (antwortete der Sohn;) — wer fromm und redlich ist, der ist schon hier im Paradiese.“

---

53) Die Tagelöhnerfamilie in Triest.

In Triest wohnte ein armer Tagelöhner mit Weib und Kind. Was der Vater erarbeitete, wollte nicht mehr recht hinreichen, ihn und seine Familie zu ernähren. Sonst hatte seine Frau auch manchen Groschen in den Haushalt durch Waschen verdient; aber jetzt war sie alt

und kränklich, und die Arbeit ging ihr nicht mehr von der Hand. Die beiden Mädchen wurden alle Tage größer; doch konnte sie der Vater nicht zur Schule halten, weil sein Verdienst sie nur gerade noch vor Hunger und Kälte schützte. Darüber kümmerten sich die guten Eltern oft, und würden es sich gern vom Munde abgespart haben, wenn es nicht ohnedieß kärglich genug zugegangen wäre. Was war zu thun? Die Mutter sorgte indessen für ihre Töchter, so gut sie konnte; sie gewöhnte sie zur Arbeit, lehrte sie spinnen, nähen und andere weibliche Geschäfte für ihr Alter vornehmen. Dabei gab sie ihnen denn nach ihrer Art auch manche gute Lehre. „Seht, Kinderchen, (sprach sie oft,) wenn ihr recht fleißig seyd, so könnt ihr euch euer Schulgeld wol selbst verdienen. Da lernt ihr denn vom Christenthum soviel, um zufrieden leben und ruhig sterben zu können. Ich bin jetzt alt und schwach und kann nichts mehr erwerben; doch weiß ich noch manchen Trostspruch, den ich in der Schule lernte, und manche gute Lehre, die mich durch gute und böse Tage beglei-

tete, und nun im Alter mir noch Trost und Freude ist.“

Die Töchter folgten den Ermahnungen ihrer frommen Mutter. Sie konnten bald durch kleine Handarbeiten sich etwas erwerben, sparten es zusammen und bezahlten damit ihren Lehrer. Dabei lernten sie denn auch recht fleißig, weil sie ihr selbst verdientes Schulgeld nicht umsonst hingeben wollten, und der Lehrer hatte seine herzliche Freude an seinen braven Schülerinnen.

Einst fand die Mutter auf der Straße eine Börse voll Geld. Sie sah um sich; Niemand war in der Nähe, sie hätte sie unbemerkt aufheben, und ihre letzten Lebenstage nun ohne Nahrungssorgen verleben können. Doch sie war ehrlich durch ihr ganzes Leben gewesen, sollte sie nahe am Schlusse desselben erst anfangen, es nicht mehr zu seyn, und ein böses Gewissen mit ins Grab nehmen?

Ungefähr zwanzig Schritt vor ihr erblickte

sie einen reich gekleideten Herrn, der schnell seinen Weg fortsetzte. Gewiß hat dieser Herr die Börse unversehens fallen lassen, dachte die ehrliche Frau, rief ihm aus allen Kräften nach, er möchte warten, und hinkte selbst, so schnell sie konnte, hinter ihm drein. Doch das Bemühen der guten Frau war umsonst; der reiche Herr schien in Gedanken verloren und das arme Weib konnte ihm nicht nachkommen.

Auf einmal war er um eine Ecke herum und ihr aus dem Gesichte. Doch ruhte sie nicht eher, bis sie sein Quartier ausgekundschaftet hatte, und übergab ihm dann die volle Börse. Erstaunt und gerührt betrachtete dieser, ein begüterter Edelmann, das redliche Weib.

„Gebt mir eure Hand, Mutter! (sprach er zur ehrlichen Finderinn.) Das war brav gehandelt! Solche Leute findet man nicht alle Tage. Womit kann ich euch helfen?“

„Herr, ich bin alt und schwach, und schwere Arbeit kann ich nicht mehr verrichten. Der

Verdienst meines Mannes langt auch nicht weit — und meine Kinderchen —“

„Schon gut, (fiel der fremde Herr ein,) behaltet diese Börse und sagt mir euren Namen, denn der Name eines Rechtschaffenen steht bei mir in Ehren.“

Erschrocken faltete die gute Frau die Hände. „Nein, lieber Herr, das ist zu viel! So meint' ichs nicht!“

Der Edelmann war innigst gerührt. „Brave Frau, (rief er,) kommt mit mir auf meine Güter. Ich will euch Lebenslang versorgen. Arbeiten sollt ihr nicht; doch wünscht' ich solche ehrliche Leute um mich zu haben. Macht euch mit eurem Manne und euren Kindern reisefertig!“

Von der heftigsten Freude erschüttert, sank das ehrliche Weib dem Herrn zu Füßen. Danken konnte sie nicht; ihr Blick, ihre ausgebreiteten Hände, womit sie seine Kniee umfassen zu

wollen schien, sagten Alles. Der Edelmann eilte, sie aufzuheben, aber ach! Die Freude war zu unerwartet, zu groß für sie gewesen, und hatte die noch übrigen Kräfte ihres Lebens zerrüttet.

Mit Thränen der Wehmuth stand der edle Mann bei der Leiche dieses Weibes, deren Rechtschaffenheit er so gern belohnt hätte, und die jetzt für höhere Belohnung reif gewesen war. — Indessen kam die kleine Familie der Verstorbenen, der Mann und die beiden Töchter, mit Jammer- und Wehklagen dazu. „Kinder, (sagte der wackre Edelmann zu diesen) ihr habt eure gute Mutter durch mich verloren. Es ist billig, daß ich euch eine andre Mutter gebe, und ich will euer aller Vater seyn. Ihr und euer Vater zieht mit mir auf meine Güter, ich will euch erziehen und unterrichten lassen, und so lange ich lebe, werde ich für euch als meine Kinder sorgen. In die Thränen ihres Jammers mischten sich jetzt Thränen des Danks und der Freude. Der Edelmann nahm die Kinder zu sich, er-

pfahl sie seiner eben so edeldenkenden Gattinn als ihre Töchter, und sorgte väterlich für ihre Erziehung.

Die Verstorbene wurde ehrenvoll, wie sie es verdiente, begraben, und ihre Schlummerstätte bezeichnete ein Marmor mit den wenigen Worten: „**Der Staub einer armen aber ehrlichen Frau.**“

IX.

Wunderbare Bestrafung des Bösen.

54) Ein Münzarbeiter verliert die beim Falsch-Schwören aufgehobenen drei Finger unter dem Stempel.

In einer Münze wurde neugeprägtes Geld vermißt. Man hatte Verdacht auf einen Arbeiter, welcher das Geschäft hatte, die Münzen unter den Stempel zu schieben. Er reinigte sich von dem Verdacht durch einen Eid, und setzte nun seine Arbeit wieder fort. Aber an eben demsel-

ten Tage geschah es wie von ungefähr, daß ihm die drei Finger, die er bei dem Schwören aufgehoben hatte, durch den Stempel zerquetscht wurden. Er gerieth darüber in so große Gewissensangst, daß er bekannte, den Diebstahl begangen, und falsch geschworen zu haben.

---

55) Bestrafung des Neides.

Bei einem Viehsterben ereignete es sich, daß einem Bauer fast alles Vieh fiel, während seinem Nachbar noch kein Stück gestorben war. Dieser tröstete ihn, und versprach, wenn sein Vieh leben bliebe, ihm den besten Ochsen zu schenken, den er ihm auch gleich zeigte. Er fügte hinzu, daß er auch Andere bereden wolle, ihm wieder aufzuhelfen. Da endlich alles Vieh des von der Seuche heimgesuchten Bauers todt war, und des Nachbars Vieh noch

immer gesund blieb, so bemächtigte sich seiner doch ein boshafter Neid und teuflische Schadenfreude gegen den guten und glücklichern Nachbar. Er nahm das mit dem Geifer des crepirten Viehes besudelte Futter, trug es des Nachts in des Nachbars Stall, und legte dessen gesundem Vieh dieß Futter vor, in der Hoffnung, dadurch die Seuche auch hier hervorzubringen. Des Nachbars Vieh blieb aber dennoch alles gesund.

Nach einiger Zeit schickte ihm der Nachbar den versprochenen Ochsen. Den Bauer rührte sein Gewissen über solche Redlichkeit; er gestand mit Thränen seine Bosheit. Der Nachbar vergab ihm, und wünschte ihm zu dem ihm geschenkten Ochsen Glück. Aber dieser war den dritten Tag todt; und des Nachbars Vieh blieb beständig gesund.

56) Ein

36) Ein Vater wird durch seinen, von ihm zum Bösewicht erzogenen Sohn aufs Schafot gebracht.

In Carrickfergus wurden Mac Owens, Magee und Marcan wegen eines ungemein grausamen Mordes auf das Zeugniß eines jungen Menschen von 15 Jahren, welcher Mac Owens Sohn war, zum Galgen verurtheilt. Die Richter und Zuhörer entsetzten sich über ein so unnatürliches Beispiel, daß ein Kind wider seinen eigenen Vater zeugte; aber die Aussage trug so offenbare Zeichen von Wahrhaftigkeit an sich, und wurde so sehr von Nebenbeweisen unterstützt, daß die Verruchtheit der Mörder klärlich dargethan wurde. Ehe der Richter sein Urtheil fällte, leitete er die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf den auffallenden Umstand, welcher einer Dazwischenkunft der Vorsehung ähnlich sey. Mac Owens hätte seinen Sohn nicht zur Rechtschaffenheit erzogen, sondern dessen Hände in Blut getaucht, und ihn schon im vierzehnten Jahre zum Werkzeuge und

Mitschuldigen eines Mordes gemacht. Gerade diesen Sohn hätte der Himmel zum Mittel erkohren, das schwarze Verbrechen ans Licht zu ziehn, und so dem unglücklichen Vater eine viel schwerere Strafe, als die des Todes, dadurch bereitet, daß sein eigenes Kind der Ankläger geworden sey, welcher ihn aufs Schafot gebracht habe.

X.

Wohlthätige Folgen liebreicher Handlungen.

Antwerpens = und Pondichery's Belagerung.

37) Während der Belagerung von Antwerpen durch den Herzog von Parma im Jahre 1585 trug sich eine merkwürdige Begebenheit zu, die, so unbedeutend sie auch an und für sich zu seyn scheint, nicht nur den Spaniern die Einnahme des Orts erleichterte, sondern auch von der gü=

tigen Vorsehung gebraucht wurde, viel Unglück von den Belagerten sowohl als Belagerern abzuwenden. Es ist folgende:

Eine vornehme Frau in der Stadt befand sich unpäßlich, und mußte auf den Rath der Aerzte Eselsmilch trinken. Weil man nun in der ganzen Stadt keine Eselinn finden konnte, so erbot sich ein junger Mensch, eine aus der Vorstadt zu hohlen, ob diese gleich schon von den Spaniern eingenommen war. Es gelang ihm auch wirklich, und er war eben im Begriff, die Eselinn fortzuführen, als er entdeckt, gefangen, und vor den Herzog von Parma gebracht wurde. Dieser nun begegnete dem jungen Menschen auf das leutseeligste, lobte sogar sein Unternehmen, ließ die Eselinn mit Feldhähnen, Capaunen, und einer Menge andrer Sachen, beladen, und befahl ihm, dieses alles der Dame zu überbringen, und zugleich dem Rathe und dem Volke zu Antwerpen zu sagen, daß er ihnen alle erdenkliche Glückseeligkeit anwünsche. Diese Freigebigkeit des Herzog's, deren

man sich von ihm nicht versehen hatte, verursachte eine allgemeine Veränderung. Es wurde beschlossen, daß man ihm, im Namen des gemeinen Wesens, eingemachte Sachen, und von dem besten Weine, der in der Stadt zu finden wäre, überschicken wollte. Durch diese wechselseitigen Höflichkeiten wurden die Gemüther nach und nach sanftmüthiger, und die gute Meinung, die man nun voneinander zu hegen anfing, machte, daß auf der einen Seite der Widerstand nicht so eifrig fortgesetzt, und auf der andern die Erbitterung vermindert wurde.

---

38) Eine ganz ähnliche Begebenheit, in Ansehung der Ursachen und des Erfolgs, ereignete sich im Jahre 1740, als Pondichery von dreimalhunderttausend Maratten belagert wurde. Bodgira, Feldherr dieser Horde, schickte einen Abgeordneten in die Stadt. Dieser erhielt von dem dasigen Gouverneur Dumas ein

Geschenk von einigen Flaschen Liqueurs, welche er so köstlich fand, daß er der Favoritinn seines Herrn etwas davon mittheilte, und ihr zugleich viel Rühmliches von den Franzosen sagte. Die Indianerinn, der sie gleichfalls behagten, drang nun heftig in ihren Liebhaber, daß er an den Gouverneur schreiben, und sich mehrere von ihm ausbitten möchte. Badgira, der eine abschlägige Antwort befürchtete, bezeigte Anfang's den äusersten Widerwillen dagegen. Endlich aber ließ er sich doch durch die Bitten seiner Geliebten bewegen, daß er an den Gouverneur von Pondichery schrieb, und ihm seinen Wunsch zu erkennen gab. Dieser schickte ihm sogleich eine große Menge, nebst vielen andern Erfrischungen, welches dem Badgira so wohl gefiel, daß er ihn wieder beschenkte, sich seine Freundschaft ausbät, und die Belagerung aufhob.

— Wie vielen Menschen würde die Fortsetzung einer solchen Belagerung das Leben gekostet haben, wo man eine verzweifelte Gegenwehr einem wüthenden Angriffe entgegensetzte!

Und dann — wenn die Stadt, die sich gegen eine so zahllose Menge doch nicht lange mehr halten konnte, erobert wurde — welche Grausamkeiten mußte man befürchten! Aber, wer hätte das denken sollen? kleine unbedeutende Geschenke, bei welchen die Geber anfangs gewiß keine andre Absicht hatten, als ihre Großmuth sehn zu lassen, werden in der Hand Gottes die Ursachen wichtiger, und für viele tausend Menschen wohlthätiger Erfolge.

XI.

Belohnende Folgen der Wohlthätigkeit auf Nachkommen vererbt.

59) Dälis in Besançon und seine Kinder.

Dälis zu Besançon war reich, und machte einen edlen Gebrauch von seinem Reichthume, selbst zu der Zeit der französischen Revolution, wo er durch den Gelddurst der Tyrannen vieles eingebüßt hatte, und wo es gefährlich war, zu zeigen, daß man reich sey. Bald dichteten Bö-

feindichtete ihm ein Verbrechen an, und er wurde vor das blutdürstige Revolutionsgericht geschleppt. So gefährlich es auch war, sich des Unschuldigen, den man schuldig finden wollte, anzunehmen, so sprachen dennoch mehrere Personen, denen er Gutes gethan hatte, für ihn, und stellten sich als Bürgen seiner Tugend und seines Patriotismus dar. Einer von seinen Gutspächtern kam mit Zeugnissen nach Paris, die er für ihn gesammelt und von zwanzig armen Familien hatte unterschreiben lassen. Diese fromme Sorgfalt war vielleicht sein Unglück, die Anführung seiner zahlreichen Wohlthaten war ein Beweis seines Reichthums. Dülis wurde hingerichtet, und seine tugendhafte Gattinn hatte gleiches Schicksal. Sie hinterließen zwei Waisen, eine Tochter von funfzehn und einen Sohn von siebenzehn Jahren.

Die Güter der beiden Schlachtopfer wurden eilends zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten. Der oberwähnte Pächter war vermögend genug, das Gut, das er bebauete, zu kaufen. Als

bald schrieb er an den Sohn seines Wohlthäters folgende Zeilen:

„Ich habe den Meyerhof Ihres unglücklichen Vaters gekauft; dieses will soviel sagen, daß ich noch immer Ihr Pächter bin und seyn will. Kommen Sie, nehmen Sie dieses Gut in Empfang, das Ihnen gehört; ich will Ihnen das Zimmer räumen, das Ihr Vater bewohnte, wenn er uns besuchte. Sie werden noch die Bücher antreffen, die er darin aufgestellt hat; sein Bildniß, das er mir schenkte, ist auch darin, und wir wollen es miteinander betrachten. Mein Weib trägt mir auf, Ihrer Schwester zu sagen, daß sie auch für sie eine Kammer bereitet habe. Wenn sie das Land liebt, so wird sie bei uns glücklich seyn. Machen Sie sich gefaßt, viel mit uns zu weinen! Mein Weib sagt, daß es ihr nicht eher leichter um's Herz seyn werde, als bis sie mit Ihnen geweint habe. Gott mit Ihnen, arme, liebe Waisen; ich hoffe, es soll ihnen wohl werden auf Ihrem Gütchen!“

Der junge Dällis erhielt dieses Schreiben zu einer Zeit, da er für sich und seine Schwester überall ein Obdach suchte. Er nahm das ihm Angebotene mit freudigem Danke an und machte sich mit seiner Schwester auf den Weg. Beide legten eine Strecke von zwanzig deutschen Meilen zu Fuße zurück. Unterweges standen sie oft still und besprachen sich über ihre jetzige Lage. „Ach! (sagte das Mädchen,) unsre sterbenden Eltern glaubten uns von aller Welt verlassen, und nun finden wir einen Wohlthäter, der sie uns ersetzen will! Die guten Eltern! Könnte doch meine Stimme sie in ihren Gräbern aufwecken, um ihnen zu sagen, daß wir eine Stütze gefunden haben!“ „Du weißt, liebe Schwester, (erwiderte der Bruder,) die Seelen der Gerechten sterben nicht; unsre Eltern begleiten uns, sie hören uns; laß uns stets ihrer würdig seyn!“

Sie erreichten den gastfreien Meyerhof, wo man sie erwartete. Wechselsweise drückten ihre Wohlthäter den edlen Jüngling und das liebenswürdige Mädchen an ihr Herz. Diese befahlen

das Schlafzimmer ihres Vaters, die Bücher, die ihn in seiner Einsamkeit unterhielten, und sein Bildniß, das er den guten Leuten geschenkt hatte.

Eines Morgens durchsuchte der junge Dülis die kleine Handbibliothek. Mit welcher Freude, mit welchem Herzklopfen erkannte er nicht die Handschrift seines Vaters! Es waren Betrachtungen, die er vermuthlich in einem Augenblicke niederschrieb, da er seinen Verhaft erwartete; er las folgende Worte: „Ich fühle, daß ich dem Tode, der mir droht, noch nicht herzhaft genug entgegensehen kann. Ich habe meine Kinder Tugend gelehrt, allein zu mühsamen Arbeiten habe ich sie nicht genug abgehärtet. Ich werde ihnen wol kein Erbtheil hinterlassen, als die Wohlthaten meiner Freunde, wenn diese mich überleben."

Kaum hatte der junge Dülis diese Worte gelesen, so eilte er damit zu seiner Schwester. Noch an eben dem Tage stellte er sich hinter

... Bücher,
...hreiten, ...
... Leuten ...

...suchte der junge D...
...rchet. Mit welcher Fr...
...klopfen erkannte er ...
... Vaters! Es waren ...
...ermuthlich in einem Anger...
...a er seinen Verhaft erw...
... Worte: „Ich fühle, da...
...mir droht, noch nicht ...
...hen kann. Ich habe mein...
...t, allein zu mühsamen A...
...cht genug abgehärtet. Ich...
... Erbtheil hinterlassen, ...
...ner Freunde, wenn die...

...junge Dälis diese Worte
...damit zu seiner Schwester.
...Tage stellte er sich hinter

den Pflug; er munterte...
Gesinde auf, und erwar...
zurückkamen, fanden si...
die Schwester für ihn ...
kochen versucht hatte.

So belohnte das ho...
liebreiche Sorgfalt und ...
keit hinwieder seine Wo...

XII.

Selbstbestrafungen böser Thaten und Thorheiten.

40) Eine Wirthinn zu Taubendorf ermordet aus Irrthum ihre eigene Tochter.

Eine von Krems gebürtige, und schon 6 Jahr in einem herrschaftlichen Hause zu Wien dienende Köchinn, hatte sich während ihrer Dienstzeit gegen 400 Fl. erspart, welche sie ihren Eltern zur Unterstützung überbringen wollte. Sie kehrte unterwegs in dem Wirthshause zu Tauben-

dorf ein, wo der Wirth nicht nur ihr Bekannter, sondern auch mit ihr verwandt war. Offenherzig gestand sie im Gespräch den Zweck ihrer Reise, daß sie nun eben das ersparte Geld ihren Eltern überbringe. Die Wirthinn, gereizt durch das Geld, machte bald einen schwarzen Anschlag auf das Leben dieses Mädchens, und um ihn desto sichrer ausführen zu können, trug sie ihr an, die Nacht in dem Wohnzimmer, und in dem Bette zu schlafen, wo sonst immer ihre eigne Tochter liege, welche einstweilen in einer Kammer ruhen könne. Beide Mädchen, die Köchinn und die Wirthstochter, sprachen vor dem Schlafengehn noch vieles zusammen, und in diesem Gespräche sagte die Köchinn zur Wirthstochter: „Meine Liebe! ich bin nicht gewohnt, in warmen Zimmern zu schlafen, es könnte für mich widrige Folgen haben; lege Du Dich nur in Dein Bett! ich werde in der Kammer schlafen.“ Die Wirthstochter gab nach, und legte sich in ihr Bett, ohne daß die Mutter etwas davon wußte. Nach Mitternacht steht die Wirthinn auf, nimmt sie-

dendes Fett, und gießt es der Schlafenden in den Mund. Erst bei dem schrecklichen Jammern des Mädchens, ward die Mutter den Irrthum gewahr, bei dem qualvollen Hinsterben der Tochter bekannte sie ihre schwarze That, und überlieferte sich selbst den Händen der Gerechtigkeit.

---

41) Eltern ermorden ihren einzigen Sohn.

In einem Dorfe lebten ein Paar arme Leute, die nur einen Sohn hatten. Dieser lernte ein Handwerk, und ging nach überstandenen Lehrjahren auf die Wanderschaft. Es vergingen wol zwölf Jahr, daß die Eltern nichts von ihm hörten, und nicht wußten, ob er lebte oder todt war. Allein er lebte und verdiente sich in der Fremde schönes Geld. Endlich machte er sich auf den Weg nach Hause, um sein Geld mit seinen Eltern als ein dankbarer Sohn zu theilen.

Er

Er hatte einen Kameraden bei sich. Wie sie bald nach Hause waren, sagte er zu demselben:

„Höre, ich will meinen Eltern eine recht unverhoffte Freude machen. Heute Abend will ich bei ihnen einkehren, und nicht sagen, wer ich bin. Morgen früh, wenn ich noch im Bette liege, komm Du mir nach, und frage meine Eltern, ob ihr Sohn nicht hier wäre? Und wenn sie sagen, nein, so sprich Du nur, er müßte ganz gewiß hier seyn, er wäre ja gestern Abend angekommen. Dann werden meine Eltern geschwind nach meinem Bette laufen, und ihre Freude wird um so größer seyn."

Wie gesagt, so geschehn. Der Sohn kam des Abends zu seinen Eltern. Sie kannten ihn nicht mehr, weil er so lange abwesend gewesen war. Er gab also vor, er wäre ein Fremder, und bat sie, ihm für Geld und gute Worte ein Nachtquartier zu geben, weil er nicht gerne in dem schlechten Wirthshause bleiben möchte. Da-

bei zog er einen ziemlichen Beutel mit Gelde hervor, und gab ihnen einen Gulden.

Die Eltern nahmen ihn auf, und dachten an nichts weniger, als daß dieser Mensch ihr Sohn wäre. Weil er aber so viel Geld bei sich hatte, kamen sie auf den gottlosen Gedanken, ihn todt zu schlagen. Sie dachten, es wäre ein Fremder, er wäre spät in der Nacht gekommen, Niemand wüßte etwas von ihm; es könnte also nicht verrathen werden, wenn sie ihn todtschlügen.

Als der Sohn zu Bette gegangen war und vor Müdigkeit fest schlief, machten sie die Thüre an seiner Schlafkammer ganz leise auf, schlichen an das Bette und schlugen ihn mit einer Axt todt. Darauf nahmen sie ihm das Geld ab, und begruben ihn des Nachts hinter ihrer Scheuer.

Den andern Morgen kam der Kamerad, wie es abgeredet war, und fragte, ob nicht gestern Abend ihr Sohn angekommen wäre? Sie sagten, nein. Er aber blieb dabei, er müßte ge-

kommen seyn; und endlich sagte er, eben der Fremde, der gestern Abend bei ihnen eingekehrt wäre, wäre ja ihr Sohn. Bei diesen Worten erhoben die beiden Eltern ein entsetzliches Jammergeschrei; denn jetzt wurden sie inne, daß sie ihren eigenen Sohn erschlagen hatten. In der Verzweifelung sagten sie Alles gerade heraus, und bekannten ihr ganzes abscheuliches Verbrechen. Es wurde bei Gericht angegeben, und beide Eltern mußten auf dem Rabensteine sterben.

42) Ein Bösewicht vergiftet sich selbst, indem er die Seinigen vergiften will.

In einer Vorstadt von London wohnte ein Tagelöhner, welcher Weib und Kinder hatte, die er durch seine Arbeit ernährte. Dieser verfiel auf den schrecklichen Gedanken, sich von der Last zu befreien, und seine Frau und Kinder

durch Gift aus der Welt zu schaffen. Er kaufte deswegen eine Hammelkeule, rieb sie mit Arsenik, brachte sie nach Hause, und befahl seiner Frau, dieselbe den Sonntag zu braten und mit den Kindern zu verzehren, wenn er auch gleich nicht nach Hause kommen sollte. Darauf ging er wieder fort, und kam den Sonntag nicht nach Hause. Die Frau bratete zwar die Hammelkeule, weil aber der Mann nicht kam, wollte sie auch nicht mit den Kindern allein hoch leben, sondern bereitete eine andre Speise, und schnitt den Braten nicht an.

Den Montag kam der Mann nach Hause, um zu sehn, was das Gift für Wirkung gethan hätte. Er schien etwas bestürzt, da er seine Frau gesund erblickte, und fragte sogleich, wie sie sich befände, und ob sie die Hammelkeule verzehrt hätten? Er schmälte, da er hörte, daß solches nicht geschehen sey, und befahl, daß sie dieselbe nun diesen Mittag essen sollten. Für sich aber ließ er einige Fische braten, die er mitgebracht hatte.

Die Frau merkte nichts, und gehorchte dem Willen des Mannes. Sie nahm das Fett, das aus der Hammelkeule gebraten war, bra⸗tete darin die Fische; und stellte sie ihrem Manne vor, der sie auch sogleich begierig verzehrte. In⸗dessen wärmte sie auch den Braten, trug ihn auf, und zerschnitt ihn für sich und ihre Kinder. Schon wollten sie anfangen, davon zu essen — aber Gott verhütete dieses Unglück, und rettete das Leben der Unschuldigen. Denn der Mann, der sein Gericht schon verzehrt hatte, fragte jetzt auf Veranlassung der heftigen Leibschmerzen, die er bekam, seine Frau, womit sie die Fische ge⸗braten hätte? Mit Entsetzen hörte er, daß die Frau das Fett von der Hammelkeule dazu ge⸗nommen habe. Ich bin des Todes! schrie er und bekannte in der Angst seine schändliche That. Er lebte nur noch wenige Stunden. Der Arse⸗nik wirkte mörderisch und peinigte seinen Leib — das Gewissen seine Seele mit Höllenangst — bis er starb.

45) So bestraft der Fabricant einer Universalarznei sich selbst.

Oft wird der Quacksalber mit eigner Münze bezahlt, davon machte ein Einwohner in London folgende Erfahrung. Er hatte einen unüberwindlichen Hang zu der Kunst, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, und nebenbei eine Universalarzenei zu erfinden. Wirklich bereitete er auch Tinkturen und Pillen, wodurch sich mancher Einfältige aus Liebe zum Wunderbaren und Geheimnißvollen ermorden ließ. Endlich warf eine Krankheit den Afterarzt selbst auf das Lager.

Ein Paar Verwandte eilten herbei, um des kranken Vetters zu pflegen, und, im Fall er sterben sollte, den Nachlaß in der Stille zu sich zu nehmen. Der Kranke gab ihnen vor allen Dingen das ernstliche Verbot, irgend einen Arzt zu ihm zu lassen, sondern befahl, ihm nur zur

bestimmten Zeit, jedesmal drei Tropfen von sei-
ner Universaltinktur zu reichen.

Dieser Befehl wurde gewissenhaft befolgt,
und der Vetter befand sich täglich übler darnach.
Die guten Verwandten ließen daher, aus falscher
Dienstbegier, die Tropfen größer fallen, und es
ward mit dem Kranken ärger, als je. Als er
bereits sprachlos geworden war, goß man ihm
noch immer von seiner Arzenei unter tausend
Segenswünschen ein, worauf er in den heftig-
sten Convulsionen mit allen Kennzeichen eines
Menschen, welchem das stärkste Gift beigebracht
worden ist, den Geist aufgab. — Die treuen Ver-
wandten fanden, was man bei den meisten Adep-
ten nach ihrem Tode findet, keinen Gran Gold,
aber desto mehr Tiegel und Kolben, eine alche-
mistische Bibliothek und unbezahlte Rechnungen.

44) Strafe des Hochmuths.

Im dreißigjährigen Kriege lebte eine reiche Frau, die schwach und kränklich war und eine einzige noch sehr junge Tochter hatte. Um dieses Kind machte sie sich viel Kummer und Sorgen; denn sie dachte, wenn sie sterben sollte, und die Feinde kämen dann, und nähmen Alles weg, so wäre das Kind recht übel dran. Sie kam also auf den Gedanken, einen großen Theil Geldes zu vergraben.

Sie ließ deswegen einen armen ehrlichen Tagelöhner kommen, der fast täglich in ihrem Hause arbeitete. Dieser mußte ihr eine Grube in die Erde machen, und dieselbe ordentlich mit Steinen ausmauern. Darauf schleppte die Frau mit Hülfe des Tagelöhners bei Nacht die ganze Grube voll Geld und Silbersachen. Und nachdem der Tagelöhner Alles wieder recht dicht und fest bedeckt hatte, mußte er der Frau heilig ver-

sprechen, daß er ihrer Tochter, wenn sie groß und verständig genug wäre, den verborgnen Schatz entdecken wolle.

Bald hernach starb die Mutter. Der ehrliche Tagelöhner behielt das Geheimniß bei sich, mit dem Vorsatze, es der Tochter nicht eher zu entdecken, als bis sie verständig genug wäre. Allein nach einigen Jahren ward auch er krank. Als er merkte, daß seine Krankheit gefährlich ward, schickte er zu dem Mädchen, und ließ ihr sagen, sie möchte doch einmal zu ihm kommen, weil er etwas mit ihr zu reden hätte. Allein sie war so stolz und hochmüthig, daß sie es sich für einen Schimpf hielt, den armen Mann zu besuchen, und ließ ihm sagen, was sie denn in seiner Hütte solle?

„Lauft geschwind“ — sagte der Kranke mit schwacher Stimme, — „und sagt der Jungfer, sie möchte eilen; ihre Mutter hätte Geld für sie vergraben, und ich wolle ihr entdecken, wo es liegt.“

Als das hochmüthige Mädchen dieses hörte, begab sie sich sogleich auf den Weg, und lief, was sie konnte, nach des armen Tagelöhners Hütte. Außer Athem kam sie hineingestürzt — aber zu spät; denn der Arme war so eben gestorben, und sie erfuhr nun nicht, wo der Schatz verborgen lag; sie suchte zwar überall, fand aber nichts.

---

45) Schurkenstreich eines französischen Gränzofficianten.

Zu den Waaren, deren Ausfuhr in Frankreich verboten ist, gehört auch das Geld. Dies verursachte im Dezember des Jahrs 1803 folgende sonderbare Begebenheit. Ein Reisender, der ein sehr schönes Pferd vom rechten Rheinufer auf das linke mitgenommen hatte, versah sich mit allem, was das Gesetz erlaubt, um es

wieder mit zurückbringen zu dürfen. Von dieser Seite war ihm also nicht beizukommen. Dennoch hatte das Pferd einen Liebhaber gefunden, der es zu besitzen wünschte. Was geschah? In der Nacht vor der Abreise des Fremden hörte dessen Knecht ein Geräusch vom Pferde; es wurde aber bald wieder stille. Als er das Pferd am folgenden Morgen sattelte und zäumte, fand er unter dem Sattel zwischen dem Leder und dem Sattelkissen eine Rolle von 25 Louisd'ors, die er ehrlich genug war, seinem Herrn zu bringen. Der Fremde befiehlt ihm, es wieder unter den Sattel zu stecken und sich nichts merken zu lassen. Bald darauf reitet er nach dem Rheine und läßt sich von demselben Knecht, der ein auf dem linken Rheinufer wohnender Lohnbedienter war, begleiten. Hier fragt man, ob er nichts mitnehme, dessen Ausfuhr verboten sey? Er zeigt seine Börse, zeigt seine Scheine, daß das Pferd aufs rechte Rheinufer gehöre, und fügt alsdann hinzu: „Nun noch eins, (indem er die 25 Louisd'or unter dem Sattel hervorlangt) diese 25 Louisd'or hat mir irgend ein Schelm unter den

Sattel gelegt, um nachher wegen verbotner Geldausfuhr mein Pferd konfisziren zu können. Ich schenke sie Dir (zum Knechte), denn ich darf sie ja doch nicht mitnehmen; Du aber bleibst hier und wirst dafür dem losen Geber eine moralische Besserung wünschen.“ Der Eigenthümer der Louisdor war zugegen, durfte aber nichts sagen. —

XIII.

Bewirkung großer Begebenheiten durch geringfügige Ursachen.

46) Ein Hund veranlaßt die Reformation in England.

Heinrich VIII. hatte mit dem römischen Hofe, der ihn nicht von seiner Gemahlinn scheiden wollte, fast schon gebrochen, als er sich entschloß, noch einen Versuch zu machen, um seine Absichten auf dem Wege der Güte zu erreichen. Er sendete zu einer letzten Unterhandlung den Gra-

sen von Wildshire nach Rom, einen Mann, der sich eben so sehr durch sein Verdienst als durch seinen Rang auszeichnete. Der Pabst, aus Furcht vor dem Schisma, mit dem Heinrich gedrohet hatte, schien sehr geneigt, mildern Anträgen Gehör zu geben, aber der Graf hatte einen Hund, der ihn überall hinbegleitete, also auch zur Audienz bei dem Pabste; und da dieser etwas rasch den Fuß erhob, um den Ambassadeur zum Fußkuß zu lassen, glaubte der Hund, es sey auf eine Beleidigung seines Herrn angesehn, fuhr auf den Pabst zu, und biß den Fuß, den der Ambassadeur küssen sollte. Sogleich wurde die Audienz aufgehoben, die Unterhandlung war abgebrochen und das Schisma entschieden.

47) Ein Spiel Karten rettet die Protestanten in Irland.

Die Königinn Maria von England, welche die Protestanten in Irland unterdrükken wollte, schickte den Doctor Cole dahin, welcher auch den 7ten October 1558 zu Dublin anlangte. In Chester erfuhr der Bürgermeister von ihm seinen Auftrag, indem er diesem eine lederne Büchse mit den Worten zeigte: „Hier ist die Commission, welche die Ketzer in Irland peitschen soll. Die Frau des Hauses, die zugegen gewesen war, machte sich, in Abwesenheit des Doctors über die Büchse her, nahm die Commission heraus, und legte an deren Stelle ein Spiel Karten hinein, und zwar so, daß der Treffbube oben aufzuliegen kam. Der Doctor hatte nichts gemerkt. Als er nun in Dublin dem Lord Fiz Walther die Büchse überreichte, und beim Eröffnen die Karten herausfielen, erschrak der Doctor heftig, und sagte, er wisse nicht, wie das zugegangen sey. Der

Lord antwortete, er solle eine andre Commission holen, sie wollten indessen die Karten mischen. Der Doctor ging beschämt nach England zurück, erhielt vom Hofe eine neue Commission, konnte aber wegen widrigen Windes nicht absegeln. Ehe der Wind aber günstig wurde, starb die Königinn, und die Protestanten waren gerettet.

---

48) Eine Flasche Wein veranlaßt die Eroberung der Insel Cypern.

Ein portugiesischer Jude, Namens Miquez, hatte sich durch seine Gabe, die Großen zu belustigen, auch unter andern die Gunst der Königinn Maria, die im Namen ihres Bruders, des Königs von Spanien, Philipps des zweiten, die Niederlande regierte, in sehr hohem Grade zu erwerben gewußt. Ein begangenes Bubenstück nöthigte ihn aber, nach einiger Zeit die Flucht zu ergreifen. Er ging nach

Con-

stantinopel, und von da nach Caramanien zu Selim dem zweiten, ältesten Sohne Solimanns des zweiten. Dieser Prinz beschäftigte sich, während der Zeit, daß er auf die Erledigung des Thrones harrte, mit lauter Lustbarkeiten. Miquez machte sich durch sein Talent, deren immer neue zu erfinden, diesem Prinzen unentbehrlich, und wurde sein erster Günstling.

Solimann starb endlich, und Selim bestieg den Thron. Als Miquez, der der beständige Gesellschafter dieses neuen Sultans war, eines Tages mit ihm schwelgte, erhob er den Cyprischen Wein über die maaßen, und fügte hinzu, daß es das einzige kostbare Getränk sey, welches außerhalb den Staaten Sr. Hoheit zu haben wäre. Der Sultan ließ sogleich eine Flasche von diesem Wein bringen, und nachdem dieselbe ausgeleert war, forderte er die zweite. Miquez sagte ihm, man müsse davon nicht mehr trinken, und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil eine Sache, von der man zuviel genösse, ihren Reiz verliere, und dann auch, weil

man genöthigt wäre, diesen Wein zu kaufen, aus welchem Grunde man damit sparsam umgehen müsse. Selim empfand den Stachel dieses scherzhaften Einfalls, er schwur, daß er noch in demselben Jahre die Insel Cypern, die damals den Venetianern gehörte, wegnehmen wolle, legte seine Hand auf die Schulter des Juden, und fügte hinzu, daß er ihn, weil er merke, daß er diesen Wein sehr liebe, von Stund an zum Könige von Cypern erkläre.

Der Sultan ließ es auch nicht bei der Versprechung bewenden, er machte sogleich alle nöthigen Vorkehrungen, um sie in Erfüllung zu bringen. Die Insel wurde angegriffen, und in kurzer Zeit erobert. Miquez wurde von Selim zum Statthalter auf derselben ernannt.

XIV.

Wunderbare Erhebungen.

49) Ein englisches Landmädchen wird Bürgerinn, Gräfinn, und Mutter einer Königinn.

In den unruhvollen Zeiten Carls I. kam ein Landmädchen nach London, um Dienste zu suchen. Sie konnte erst nicht unterkommen, und mußte endlich zufrieden seyn, daß ein Brauer sie zum Bieraustragen annahm. Das Mädchen war schön, und der Brauer daher um so eher zum Mitleid bewogen worden. Er beobachtete

sie, und fand, daß auch ihre Aufführung ohne Tadel war. Dieß bewog ihn, sie zu heirathen. Er starb bald, und hinterließ sie als junge Wittwe mit einem sehr beträchtlichen Vermögen. Sie gab das Brauen auf und zog sich zurück. Allein es ereigneten sich Schwierigkeiten in der Anordnung ihrer Geldangelegenheiten; und dieser anscheinend widrige Zufall war eben der Grund ihres noch weit größern Glücks; denn indem sie sich nach einem geschickten Rechtsgelehrten umsah, empfahl man ihr gerade Hrn. Hyde, den nachmaligen Grafen von Clarendon. Dieser sah, daß das Vermögen der schönen Wittwe sehr ansehnlich war, und bot ihr seine Hand an. Er fand Gehör, und die Frucht dieser Ehe war nur eine Tochter, nachmalige Gemahlinn des Königs Jacob II.

Wenn man bedenkt, wie vielen Gefahren das Leben des Menschen von Kindheit an ausgesetzt ist, muß man da nicht eine höhere Hand in der Regierung der menschlichen Schicksale anerkennen, da gerade nur eine Tochter die Frucht

dieser Ehe war, und also, wenn es Zweck war, daß dies Landmädchen Mutter einer Königinn werden sollte, die Erreichung desselben bis auf den letzten Moment auf der höchsten Spitze stand? —

XV.

Lebensrettungen.

50) Civille's Rettung von Grab und Tod.

In dem traurigen Religionskriege, der durch eine lange Reihe von Jahren ganz Frankreich zu einem Schauplatz der Uneinigkeit und Verwüstung machte, wurde im Jahre 1562 Rouen von den Katholiken belagert. Unter den Vertheidigern der Stadt befand sich auch Franz Civille, einer der unerschrockensten Edelleute

von der reformirten Parten. Sein Muth, der ihn immer dahin rieb, wo die größte Gefahr war, zog ihm sehr bald eine so schwere Verwundung zu, daß er sinnlos vom Walle in die Stadt hinunterfiel. Einige Soldaten, die ihn für todt hielten, plünderten ihn aus, und begruben ihn mit der, bei solchen Fällen gewöhnlichen Nachlässigkeit. Allein, er hatte einen Bedienten, der ihn sehr liebte, und daher seinem guten Herrn gerne ein anständigeres Begräbniß verschaffen wollte. Dieser suchte ihn auf. Da er ihn aber unter einer Menge sehr verstellter Körper, die er herausgrub, nicht finden konnte, deckte er sie wieder mit Erde zu, und ging fort. Im Weggehn sah er sich noch einmal um, und ward eine Hand gewahr, die er übersehen und unbedeckt gelassen hatte. Er kehrte daher sogleich wieder um, in der Absicht, diese Hand auch zu verscharren, weil er befürchtete, die Hunde möchten dadurch angelockt werden, den Leichnam herauszuscharren und zu zerreißen. In dem Augenblick aber, da er dieses gute Werk ausüben wollte, erblickte er bei dem Mondlichte einen

diamantnen Ring, den Civille gewöhnlich zu tragen pflegte. Hieran erkannte er seinen Herrn, grub ihn ohne Zeitverlust aus, und bemerkte, daß er noch Athem hohlte. Voll Freude brachte er ihn sogleich ins Lazareth; weil aber die Wundärzte sehr viel zu thun hatten, und ihre Zeit nicht mit Verbindung eines Menschen, den sie für so gut als todt hielten, verschwenden wollten, trug er ihn in sein Quartier, wo er vier Tage ohne alle Hülfe bleiben mußte. Endlich waren zwei Aerzte so gefällig, ihn zu besuchen. Sie wuschen seine Wunden aus, verbanden sie, und brachten ihn durch ihre Sorgfalt wieder ins Leben. Die Stadt ward hierauf eingenommen; und die Ueberwinder trieben ihre Unmenschlichkeit soweit, daß sie alle Verwundete zum Fenster hinauswarfen; ein Schicksal, welches auch Civille traf, der nun ohne alle Hoffnung verlohren zu seyn schien. Und doch erhielt ihn die Vorsehung. Er fiel auf einen Misthaufen, wo er drei Tage, von jedermann verlassen, zubringen mußte. Endlich ließ ihn einer seiner Anverwandten, der Ducroiset

hieß, heimlich in der Nacht wegtragen, und in ein Landhaus bringen, wo er gehörig verbunden wurde. Hier gelangte er nach so vielen ausgestandnen Todesgefahren wieder zu einer so vollkommnen Gesundheit, daß er noch vierzig Jahr lebte.

---

61) De la Force's wunderbare Rettung.

Der berühmte Marschall de la Force in Frankreich ward, als er noch ein Kind war, in der berüchtigten Bartholomäusnacht, nebst seinem Vater und Bruder, zum Schlachtopfer des wüthenden Religionsfanatismus bestimmt. Man führte sie bis an die Gasse des petits Champs. Hier erhielt zuerst der älteste Sohn einige Stiche, und fiel mit den Worten: „Ach mein Vater! ach mein Gott! ich sterbe." Hierauf ward auch der Vater erstochen. Dieses Kind aber, das erhalten werden sollte, war so klug,

sich in dem Augenblick, da man es gleichfalls ermorden wollte, auf den Leichnam seines Vaters mit den Worten zu werfen: „ich bin todt!" — Die Ungeheuer waren auch so verblendet, daß sie es glaubten, und den jungen de la Force, ohne ihn verletzt zu haben, verließen. Hierauf kamen einige Kerls und plünderten die todten Körper, ließen aber dem Knaben, den sie gleichfalls für todt hielten, die leinenen Strümpfe. Diese Strümpfe gaben nachher die nächste Veranlassung seiner Erhaltung; denn als sie ein anderer, der vorüberging, sahe, bekam er Lust, sie mitzunehmen, hielt sich aber eine Zeitlang mit Betrachtung dieses Kindes auf. „Ach! (sagte er,) es ist Schade um ihn; es ist ja nur noch ein Kind, was könnte der wol gethan haben?" Diese mitleidigen Worte bewogen den jungen de la Force, ihm heimlich zu sagen, daß er noch lebe. „Sey stille mein Kind, (erwiderte jener,) und gedulde Dich noch!" — Hierauf kam er gegen Abend wieder, bedeckte ihn mit einem Mantel, und nahm ihn mit sich. Unterweges begegnete ihnen einer von den Mör-

hern, und verlangte zu wissen, wer der sey, den er führe? erhielt aber eine so kluge und unerschrockne Antwort, daß er sich entfernte. De la Force wurde nun, in Bettlerkleidern, bet, zu seinem Anverwandten, dem Herrn von Biron geführt; weil ihn aber der Hof überall aufsuchen ließ, und er auch hier nicht mehr sicher war, so brachte man ihn in einer Pagenkleidung weiter in Sicherheit.

— Es ist merkwürdig, daß dieser junge Mensch ein so wichtiger Mann wurde. Gewiß stand damit das Unglück seines Vaters und Bruders, und seine eigne so auffallende Errettung in Verbindung. Hohe Würden und Ehrenstellen, glänzender Ruhm, große Schätze und Reichthümer — welche gefährliche Klippen sind sie oft für Religion und Tugend! — Die Vorsehung sucht daher zuweilen schon frühzeitig, durch so außerordentliche Vorfälle, dem Charakter merkwürdiger Menschen, eine Stimmung zu geben, die sie vor Gefahr sichern, und weise,

demüthig, bescheiden, wohlwollend und dankbar machen soll.

Friedrichs des Einzigen wunderbare Rettungen aus Lebensgefahren.

Friedrich der Einzige war in seinen Kriegen immer da gegenwärtig, wo die Gefahr am größten war; und daher enthält auch besonders dieser Zeitraum seines Lebens so manchen unverkennbaren Beweis, daß die Vorsehung ihn schüzzen, und recht eigentlich wahr machen wolle, was der Dichter sagt: „Tausend fallen zu Deiner Linken, zehntausend zu Deiner Rechten, aber kein Unglück naht sich zu Dir!"

52) In der Schlacht bei Strigau kam er in den Strich eines österreichischen Kononenfeuers, welches die Mannschaft neben ihm rottenweis niederstürzte. Von drei Bataillons, welche er gegen die Feuerschlünde führte, ka-

men nur 360 Mann mit ihm lebendig auf die Anhöhe. Aber in diesem Augenblick wurden sie von Reuterei angefallen und umringt. Der König befand sich nun im Gemenge der hauenden Schwerdter, und hielt sich schon für verlohren, blieb aber unbeschädigt.

~~~~~~

53) In noch größerer Lebensgefahr war er bei Soor. Hier ritt er eine Viertelstunde in einem Regen von Kartätschenkugeln, wodurch, ehe noch der eigentliche Angriff erfolgte, schon die Hälfte seiner Avantgarde zu Boden gestreckt wurde. Er dagegen blieb nicht nur leben, sondern wurde nicht einmal verwundet. Eine Kugel wäre ihm durch den Unterleib gegangen, hätte nicht der eben aufgehobene Kopf des sich bäumenden Pferdes sie zurückgehalten.

~~~~~~

54) Eines dem Anschein nach nicht weniger kleinen und unbedeutenden Umstandes bediente sich die Vorsehung, ihm nach der Bataille bei Lowositz das Leben zu retten. Der ermüdete König, welcher in drei Tagen und zwei Nächten nicht geschlafen hatte, setzte sich in einen Wagen, und legte die Füße auf den Rücksitz. Kaum hatte er diese Stellung genommen, als eine feindliche zwölfpfündige Kanonenkugel durch den untern Theil des Wagens flog, und ihm die Füße zerschmettert haben würde, wenn sie nicht auf dem Rücksitz geruhet hätten.

55) Während der schrecklichen Schlacht bei Kollin war er dem stärksten Kanonenfeuer ausgesetzt. Er kam eben zu dem ersten Bataillon Garde, als eine feindliche Batterie in voller Arbeit stand, und seine Lieblinge um und neben ihm todt oder verwundet niedersanken. Ihm aber wiederfuhr nichts. Selbst ein Irrthum

mußte dazu dienen, ihn der Gefangenschaft zu entreißen. In der Nacht nach der Bataille ritt der König nehmlich mit einer sehr schwachen Bedeckung nach Nlemburg. Auf allen Seiten befanden sich in den Dörfern und Büschen feindliche Husaren und Kroaten versteckt. Es kam auch die Nachricht, daß der verfolgende Feind schon nahe sey. Aber glücklicherweise verirrte sich der König, und kam in ein Dorf, welches die österreichischen Husaren eben verlassen hatten.

---

56) Als er bei Hochkirch überfallen wurde, wagte er sich ins stärkste Feuer. Ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwei Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er selbst würde wahrscheinlich ein Gefährte der Todten geworden seyn, wenn er eine halbe Viertelstunde früher auf den Platz gekommen wäre, wo die Garde und das Retzowsche Bataillon größtentheils niedergestreckt lagen; aber die Vorsehung

lenkte seinen Entschluß, vom Hauptquartier nicht geradeaus) auch nicht nach der Spitze des rechten Flügels, sondern über den linken Flügel hin, seinen Weg zu nehmen; und so kam er an diesen gefährlichen Ort, eben als der Feind mit dem Donner seiner Kanonen inne hielt. Kurz vorher hatten ihn schon die Oesterreicher beim Dorfe Hochkirch umringt, er wurde aber durch die ihn begleitenden Husaren gerettet.

---

57) Noch größern Gefahren war der König in der mörderischen Schlacht bei Kunersdorf ausgesetzt. Er befand sich hier an einem der gefährlichsten Oerter. Um ihn herum wurde alles getödtet und verwundet. Ihm selbst wurden zwei Pferde unterm Leibe erschossen und seine Uniform war von Kugeln durchlöchert. Eine dieser Kugeln würde ihn gefährlich verwundet haben, wenn sie nicht von der Vorsehung auf eine besonders merkwürdige Weise geleitet wor-

den

den wäre. Denn als dem Könige das zweite Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, sprang ein Officier von dem seinigen, und bot es ihm an. Der König setzte sich drauf, und machte eine Wendung zur Linken. In diesem Augenblick kam eine Flintenkugel, ging durch die ungrische Decke, welche über dem Sattel lag und im Aufsteigen sich etwas in die Höhe geschoben hatte, fuhr alsdann durch den zugeknöpften Rock des Königs zwischen der Tasche und Hüfte herein, passirte die Weste, schlug das goldene Etuis des Königs in der Tasche zusammen, und blieb neben demselben in der Tasche liegen.

---

58) Bei Torgau war der König in Gefahr, von einem Baume erschlagen zu werden; denn als er eine Colonne zum Angriff durch den Wald führte, stürzten die Wipfel der Bäume, von den Kugeln zerschmettert, nieder, und schlugen viele zu Boden, ehe sie den Feind zu sehn

bekamen. Unter andern traf dieses zwei nahe vor dem König gehende Soldaten und einen Officier, der tödtlich verwundet wurde. In der Schlacht selbst traf ihn ein Stück Granate vor die Brust. Er wurde ohnmächtig vom Pferde gehoben, aber bald wieder hergestellt.

---

59) Zu den Lebensgefahren, in welchen sich der König während seiner Kriege befand, und worin die Spuren einer erhaltenden Vorsehung so sichtbar sind, gehört insbesondre auch der Hochverrath des Baron von Warkotsch, eines schlesischen Edelmanns und Vasallen des Königs.

Dieser besaß in der Nähe von Strehlen an der Ohlau, wo der König damals, 1761, sein Hauptquartier hatte, Güter, und wußte sich bei ihm in so hohe Gunst zu setzen, daß er ihn nicht nur zur Tafel behielt, sondern auch bei

dem größten Fouragemangel seine Güter von aller Lieferung befreite. Dadurch wurde jedoch nicht der böse Anschlag unterdrückt, den die Sorglosigkeit des Königs in Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit auf der einen, und der Haß des Barons gegen die preußische Regierung auf der andern Seite, erzeugten. Nichts war leichter, als den König in der Nacht aufzuheben. Sein Quartier war außerhalb der Stadtmauern von Strehlen, und seine Bedeckung daselbst sehr klein. In der Stadt lagen nur einige Bataillons, und in dem nahe daran stoßenden Dorfe, Maiselwitz, eine nur geringe Besatzung. Die übrigen Regimenter lagen in den benachbarten Dörfern, gegenüber aber hatten sich die Oesterreicher des Gebürges bemächtigt. Vor den Beistand der preußischen Truppen hatte man sich also bei einer raschen Ausführung eines Anschlages auf die Person des Königs, zumal in der Dunkelheit der Nacht, nicht zu fürchten. Hierzu kam noch, daß ein nahegelegener Wald die Unternehmung außerordentlich begünstigte. Es war dazu nur ein

Trupp wohlberittner Husaren, und ein entschloß=
ner Anführer erforderlich. Noch ehe die Preu=
ßen in der Stadt und den umliegenden Dörfern
hätten zu den Waffen greifen können, wäre der
König gefangen, entfernt, oder wol gar getödtet
gewesen. Hierauf gründete Warkotsch seinen
Entwurf, und theilte ihn einem österreichischen
Officier mit, der ihn billigte. Zu dem Ende be=
suchte er fleißig das Hauptquartier des Königs,
wo er sich am 29sten November bis um zwölf
Uhr des Nachts verweilte, um sich noch mit al=
lem, was er zur Ausführung seines schändlichen
Vorhabens für dienlich hielt, bekannt zu machen.
Die folgende Nacht war dazu bestimmt, und es
ist nicht zu zweifeln, daß die schwärzeste That,
deren sich ein Unterthan, gegen seinen Landes=
herrn schuldig machen kann, vollbracht worden
wäre, wenn nicht die Vorsehung alles so gefügt
hätte, daß der verderbliche Plan kurz zuvor ent=
deckt werden mußte. Warkotsch hatte einen
benachbarten katholischen Priester, Namens
Schmidt, bewogen, an dieser Verrätherei Theil
zu nehmen. Durch ihn gingen die Briefe an

den obgedachten österreichischen Officier. Diese Briefe waren jedesmal ohne Aufschrift, um dadurch die Entdeckung zu verhindern; aber eben dieser Umstand mußte sie auf folgende Art befördern. —

Der Baron pflegte die Briefe durch seinen Jäger, Namens Kappel, an den erwähnten Schmidt, zur weitern Bestellung, zu schicken, der dann immer die Antwort darauf selbst überbrachte. Dies geschahe auch den 29sten November, an welchem Tage sich Warkotsch, bis um zwölf Uhr in der Nacht, im Hauptquartier des Königs aufgehalten hatte. Schmidt hatte den ganzen Nachmittag auf ihn gewartet. Weil ihm aber die Zeit zu lang wurde, übergab er den Brief der Frau des Jägers, um ihn durch ihren Mann dem Baron zustellen zu lassen: „er müsse ihn, (sagte er,) heute noch haben, und wenn es noch so spät wäre; es sey sehr viel daran gelegen.“ Der Jäger bestellte den Brief zwar richtig, ward aber in seinem vorher schon geschöpften Argwohn wegen des Briefwechsels be-

stärkt, weil auch dieser Brief keine Aufschrift hatte. Seiner Frau war es gleichfalls aufgefallen. Sie hatte daher schon, ehe ihr Mann nach Hause kam, einige Bedienten des Hauses ersucht, den Brief aufzubrechen, weil sie das Geschriebene nicht lesen könne; sie hatten es ihr aber aus Furcht vor dem Herrn abgeschlagen. Der Baron beantwortete den Brief sogleich, und brachte ihn noch in der nemlichen Nacht dem Jäger, mit dem Befehl, ihn des Morgens früh um vier Uhr zu bestellen. Dieser Brief war gleichfalls, wie gewöhnlich, ohne Aufschrift, und vermehrte den Verdacht des Jägers, daß sein Herr, in Verbindung mit dem katholischen Priester, etwas Böses vorhaben müsse; wozu vielleicht auch die unvorsichtigen Reden beitragen mochten, die der Baron, wenige Stunden vorher, als sie aus dem Hauptquartier nach Hause geritten, gegen ihn geführt, und wodurch er ihn zu überzeugen gesucht hatte, daß es sehr leicht seyn würde, den König aufzuheben, weil er eine so kleine Bedeckung bei sich habe. Genug, der Verdacht des Jägers stieg aufs höchste, und seine Bedenk-

lichkeiten, die er etwa noch hatte, den Brief aufzubrechen, wurden endlich durch die dringendsten Bitten seiner Frau völlig besiegt. Er that es und las nun mit Erstaunen die schändliche Verrätherei. Sogleich machte er sich auf den Weg, und überbrachte das Original dem Könige. Die Abschrift aber, die er durch den lutherischen Prediger Gerlach in Schönbrunn, wo der Baron wohnte, verfertigen ließ, schickte er durch seinen Burschen dem österreichischen Officier. Der König war nun gerettet, obgleich die Verbrecher der wohlverdienten Strafe durch die Flucht entgingen.

Eine merkwürdige Warnung, welche kurz vorher der Baron von der Vorsehung erhielt, kann ich nicht übergehen. Der damalige Postschreiber in Strehlen, der ein einfältiger Mensch war, auf den aber doch die unvorsichtigen Reden des Warkotsch wider die preußische Regierung, die er oft mit angehört hatte, einigen Eindruck mochten gemacht haben, schrieb wenige Tage vor dem Ausbruch der Verrätherei,

im Scherz, bei Probirung einer Feder, folgende Worte auf ein Blatt Papier: „Dieses Frühjahr stellen Se. Majestät der König von Preußen drei Armeen ins Feld: eine gegen die Russen, eine gegen die Oesterreicher, und noch eine gegen den Baron von Warkotsch.“ Diesen Zettel warf er zu den schmutzigen Papieren unter den Tisch. Als die Post ankam, wurde über die für den Baron bestimmten Zeitungen ein Couvert gemacht. Aus Unvorsichtigkeit bekam der Postschreiber dieses Blatt in die Hände, packte darein die Zeitungen, und schickte sie nach Schönbrunn. Der Baron verlangte zwar deshalb Genugthuung, und bekam sie auch, ließ sich aber, wie der Erfolg zeigte, diese warnende Stimme nicht abschrecken, sondern fuhr vielmehr nebst seinen Mitverschwornen fort, heimliche Anstalten zur Ausführung ihres entworfnen Plans zu machen. Aber gemeiniglich muß der Bösewicht, wenn seine Bosheit entdeckt werden soll, in den wichtigsten Augenblicken seine Besonnenheit verlieren, so listig er auch vorher zu Werke gegangen war. Das geschah auch.

hier. — Gerade in dem entscheidendsten Zeitpunkte schliefen die Verräther, und handelten so unüberlegt, daß man glauben sollte, sie hätten es recht mit Bedacht darauf angelegt, Märtyrer ihres Verbrechens zu werden. Der König selbst erkannte bei der Entdeckung dieser Verrätherei den Einfluß eines höhern Wesens, und sagte zu dem Jäger: „Ihr seyd ein bestimmtes Werkzeug für mich, von einer höhern Hand abgeschickt.“

---

60) Als Friedrich II. sich einst an einen der Pfeiler gelehnt hatte, welche das Vorderdach eines Hauses unterstützten, das am Ende eines Dorfes lag, woraus er so eben die Oestreicher vertrieben hatte, und mit seinem Fernglase die umliegenden Gegenden betrachtete, riß eine Kanonenkugel den Pfeiler mit sich weg. Der König, ohne unruhig zu werden, lehnte sich gegen einen andern und setzte seine Beobachtungen

fort, obgleich ihm jemand vorstellte, daß er dem Feuer einer Batterie ausgesetzt wäre. Als indessen eine zweite Kugel seine neue Stütze getroffen hatte, rief er, indem er sich zurückzog, ungeduldig aus: „O, wenn es so gemeint ist! — Das ist auch allzu grob!“

---

61) Isert's Errettung aus den Händen empörter Sclaven.

Der ehemalige Dänische, Oberarzt in den Afrikanischen Besitzungen, Isert, machte eine Reise von Guinea nach Westindien, auf einem Sclavenschiffe. Diese Schiffe sind in der Mitte des Verdecks mit einer hohen bretternen Schanze versehen, welche das Vorder- und Hintertheil des Schiffs voneinander scheidet. In jenem befinden sich die männlichen Sclaven, welche paarweise an Händen und Füßen zusammengeschmiedet sind, in diesem aber die weiblichen.

Am zweiten Tage nach der Abfahrt war er auf dem Verdeck, und scherzte mit einigen Negern, deren Sprache er verstand. Da nun unter einer solchen Menge gemeiniglich ein sehr großes Getümmel ist, so machte ihn eine plötzlich entstandne Stille aufmerksam. Er gieng daher, weil er vermuthete, die Neger möchten einen Aufruhr im Sinne haben, eiligst nach dem Hintertheil des Schiffs zu, um zu sehen, ob ein jeder auf seinem Posten sey. Allein in diesem Augenblick sprangen alle Männer, die vorher, wie gewöhnlich, saßen, mit einem gräßlichen Geschrei auf. Einige derselben schlugen ihn mit ihren Handeisen so stark auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Indessen ermannte er sich wieder und kroch unter ihnen weg, weil sie noch an den Füßen geschlossen waren. Er erreichte auch glücklich die Schanzthür, pochte aber diesmal vergebens; denn als man sie öffnete, und ihn einlassen wollte, ergriffen so viele Neger die Thür, daß man sie nur mit vieler Mühe wieder verschließen konnte. Isert schien nun ohne Hoffnung verloren zu seyn. Die Thür durfte

ohne die größte Gefahr nicht wieder geöffnet werden, weil es sonst den Negern eine Kleinigkeit gewesen wäre, nach dem Hintertheil des Schiffs zu kommen, und sich der vielen daselbst befindlichen Waffen zu bemächtigen. Man sah sich daher genöthigt, lieber einen Europäer umkommen zu lassen, als den erbitterten Afrikanern Gelegenheit zu geben, sich des ganzen Schiffs zu bemeistern. Man bemühete sich nur, die Schanze, mit den Bajonetten, von oben herab frei zu erhalten, und überließ den Unglücklichen seinem Schicksal. Dieser wurde auch bald wieder von den ergrimmten Negern zu Boden geworfen, und in das Vordertheil des Schiffs geschleppt, um ihn hier desto sicherer ermorden zu können. Einer von ihnen, der ein Barbiermesser ergriffen hatte, schnitt ihm damit über die Stirn, den Schlaf, das Ohr, und bis tief in den Hals hinein. Er konnte aber wegen eines dicken seidnen Tuchs, welches Isert trug, nicht sogleich seinen Endzweck ganz erreichen, und indessen kam eine Kugel von der Sturmschanze und durchbohrte seine Brust. Er stürzte zurück, und die andern,

die Iserten gehalten hatten, ließen los. Man that noch verschiedne Schüsse, und brannte unter andern auch ein Paar Kanonen ab, die mit Erbsen geladen waren. Die Neger suchten sich nun, um den Schüssen auszuweichen, so viel wie möglich zu entfernen, und so wurde die Schanzthür wieder frei und der Aufruhr gestillt. Isert hatte eben noch so viel Kräfte, dahin zu kriechen, aber ein Strahl von Blut bezeichnete seinen Weg. Die rechte Schlafpulsader war durchschnitten, der Kopf durch die vielen Schläge mit den Handeisen gefährlich verletzt, und die Hirnschale so durchbohrt, daß sie weit voneinander stand. Er konnte übrigens, weil auch die Schlafmuskel durchschnitten war, die Zähne nicht voneinander bringen, sondern war genöthigt, von lauter flüssigen Speisen zu leben — und doch war er binnen zwei Monaten völlig wieder geheilt.

In diese Lebensgefahr gerieth Isert durch einen Irrthum der Neger. Sie hielten ihn, weil er zuletzt an das Schiff kam, für den Eigenthü-

mer der Sclaven, und bestimmten ihn daher vor allen andern zum Opfer ihrer gerechten Rache. Man sucht gemeiniglich das harte Verfahren gegen diese Unglücklichen dadurch zu entschuldigen, daß man sagt: „Sie seyen eine höchst wilde und viehische Nation. Es finde daher eine zu große Unähnlichkeit zwischen ihnen und den gebildeten Menschen Statt, als daß die Empfindungen der Menschlichkeit bei ihnen in Anschlag gebracht werden können." Allein Isert bemerkt ausdrücklich, daß Negerinnen um ihn hergesessen und Thränen des Mitleids geweint hätten. Selbst die Neger hielten nachher, als sie ihren Irrthum erkannt hatten, auf der ganzen Reise recht viel auf ihn, und bewillkommten ihn jeden Morgen mit Händeklatschen. Isert selbst bekam dadurch, daß sie nun eine weit größere Zuneigung zu ihm hegten, Gelegenheit, ihnen auf mancherlei Art nützlich zu werden, besonders, da er sich mit ihnen in ihrer Sprache unterreden konnte.

62) Carl II. entgeht den Händen Cromwells.

Im 17ten Jahrhundert lebte Carl I., König von England. Dieser und seine wärmsten Freunde, Graf Straffort und der Erzbischof Laud, suchten immer mehr auf das Uneingeschränkteste die Königliche Gewalt zu erweitern. Das Parlament widersetzte sich; aber Carl that demohnerachtet vieles wider dessen Willen.

Dieses schnitt ihm nach und nach Ein königliches Vorrecht nach dem andern ab, und am Ende wollte es ihm auch das letzte ihm noch übrig gebliebene, die Obergewalt über das Kriegsheer, nehmen.

Da widersetzte sich Carl mit gewaffneter Hand. Das Parlament bot ihm mit einem andern Heere die Spitze.

So entstand 1642 ein Bürgerkrieg, in welchem unter der Gegenparthey des Königs Oli-

ver Cromwell eine der vornehmsten Rollen spielte.

Der König verlor mehrere Schlachten, und wollte sich hierauf zur Schottischen Armee flüchten, der er noch die mehreste Anhänglichkeit zutrauete.

Diese lieferte ihn aber dem Parlament aus, welches ihn gefangen setzte. Oliver Cromwell bemächtigte sich der Person des Königs, setzte ein Gericht über ihn nieder, das aus seinen Creaturen bestand und Carln zum Tode verurtheilte.

Nach seiner Hinrichtung gingen der Nation die Augen auf; sie sahe, daß sie, statt gehoffter Freiheit, aus der Oberherrschaft eines zwar leichtsinnigen, aber doch edeldenkenden Königs in die Hände eines Tirannen gerathen war, der sich der Beschützer von England nennen ließ, und unter diesem Titel unumschränkt regierte.

Da=

Daher erwählte gleich nach der Hinrichtung Carls I. die schottische Nation Carl II., seinen Sohn, zum König, und unterstützte seine Wahl mit einer Armee.

Diese ward aber zweimal von Cromwell geschlagen, und Carl II. mußte aus dem Reiche flüchten.

Unter den vielen Gefahren, denen er auf dieser Flucht ausgesetzt war, und denen er so glücklich, oft wunderbar, entging, zeichnet sich auch sein letztes Abenteuer, das er vor Wiedererlangung der Königlichen Würde glücklich bestand, besonders aus.

Als sich der König in Brüssel aufhielt, war er begierig und entschlossen genug, seine Schwester, die Prinzessinn von Oranien, zu sehen; da es aber nöthig war, die Reise so heimlich als möglich zu thun, entdeckte er sein Vorhaben keinem Menschen.

Flemming, dem Diener des Grafen Wigton, welcher im Gefolge des Prinzen war, an dessen Treue er noch nicht gezweifelt hatte, diesem Flemming trug er auf, heimlich ein Paar gute Pferde zu bestellen, und sie die folgende Nacht an dem Ort und zu der Zeit parat zu halten, die er bestimmt hatte; mit diesen Pferden sollte Flemming ganz allein bleiben, bis er vom König hörte.

Der König war allein schlafen gegangen, hatte sich dann selbst angekleidet, war heimlich zu einer Hinterthür hinausgeschlichen, und hatte an einen seiner Diener, dem er besonders traute, einen Brief zurückgelassen, mit der Nachricht, daß er auf einige Tage verreise, und mit dem Befehl, seine Abwesenheit, unter dem Vorwande, daß ihm nicht wohl sey, so heimlich als möglich zu halten.

Zur bestimmten Zeit kam er an den Platz, wo er Flemming mit den Pferden fand, wie er es bestellt hatte.

Darauf sagte er dem Flemming sein Vorhaben, seine Schwester im Haag zu sehen, und, ohne auf die Gefahr zu achten, der er sich aussetzte, ging er mit seinem wenigen Gepäcke und Gefolge ab, suchte immer die verborgensten Nebenwege, und fand sie so gut, daß er des Morgens um 6 Uhr im Haag ankam.

Er stieg in dem schlechten Wirthshause eines entlegenen Theils der Stadt ab, wo er versichert war, daß ihn kein Mensch kennen würde, und dabei war er noch masquirt.

Sogleich sandte er Flemming zu seiner Schwester, sie von seiner Ankunft zu benachrichtigen und die Art ausfindig zu machen, wie er Zutritt zu ihr erhalten könne, ohne erkannt zu werden.

Flemming richtete seinen Auftrag in weniger als einer Stunde aus.

Kaum war er zum Könige zurückgekehrt,

den er in demselben Zimmer fand, wo er ihn verlassen hatte, und wo er die Zeit über ganz allein geblieben war, als ein unbekannter Mann kam, und den Wirth fragte, ob nicht Franzosen bei ihm abgestiegen wären? Der Wirth antwortete, es wären wol zwei Herren angekommen, aber was für Landsleute, wisse er nicht.

Der Fremde verlangte, der Wirth sollte ihnen sagen, daß er mit ihnen zu sprechen wünsche. Nachdem dieser das gethan hatte, war der König sehr betroffen, und doch dabei neugierig, den Fremden zu sehen.

Flemming widerrieth es, aber der König blieb dabei, und man führte den Fremden herein. Es war ein alter ehrwürdiger Mann mit einem grauen Bart, und in einfacher, grauer Kleidung.

Er betrachtete den König, redete ihn an, und sagte ihm, er sey die Person, die mit ihm

zu sprechen wünsche, und zwar allein, von wichtigen Sachen.

Der König dachte, er brächte etwa Antwort von seiner Schwester, war begierig auf den Ausgang des Abenteuers, und verlangte von Flemming, ihn allein zu lassen; da dieser es sich weigerte, nahm ihn der König auf die Seite, und stellte ihm vor, daß er von einem so alten Manne nichts zu fürchten habe, dem er an Stärke überlegen sey, und befahl ihm, ihn allein zu lassen.

Kaum waren sie allein, als der Fremde die Thüre zuriegelte, welches dem Könige auffiel; zu gleicher Zeit fiel er auf seine Kniee, zog eine feingemachte künstliche Masque ab, und entdeckte sich als Dowing (nachher unter dem Namen Sir George und nach der Wiedereinsetzung des Königs als Gesandter an die vereinigten Staaten wohl bekannt). Er sagte, er sey Ambassadeur von Cromwell an Holland, und der Sohn von einem gewissen Dowing, einem in-

dependanten Geistlichen, der ehemals einige Parlamentsglieder begleitet habe, die man nach Schottland geschickt hätte, um die Schotten zu vereinigen, daß sie sich gegen den König zusammenzögen, und der ein sehr thätiger, heftiger Feind der Königlichen Familie wäre.

Der König, wie man leicht denken kann, war über diese Entdeckung ein wenig betreten; aber Dowing ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken, und fuhr unmittelbar in seiner Rede fort: er hoffe, Se. Majestät würden es verzeihen, daß er einigen Antheil daran gehabt, und während der Rebellion gegen das Königliche Interesse gehandelt habe. Er betheuerte ihm, daß, wenn er gleich jetzt in den Diensten Cromwells sey, so wünsche er doch das Wohl Sr. Majestät mehr, als irgend einer seiner Unterthanen, er wolle, sobald sich eine Gelegenheit darböte, alles zu seinem Dienste wagen, und hoffe, daß das, was er nun sagen würde, Se. Majestät völlig von seiner Aufrichtigkeit überzeugen werde.

Aber, bevor er die Ursache seines Herkommens entdecke, bäte er, Se. Majestät möchten ihm feierlichst versprechen, daß Sie nie etwas von dem erwähnen wollten, was zwischen ihnen vorgefallen sey, weder gegen Flemming, noch gegen irgend einen andern Menschen in der Welt, bis es einst Gott gefiele, Sr. Majestät die Krone wieder zu schenken. Wenn der König etwas davon sagte, so dürfe er nicht hoffen, verborgen zu bleiben. Eben so müsse er auch Ihro Majestät Versprechen haben, ihn nicht auszufragen, oder zu erwarten, daß er entdecken würde, wie und wann er erfahren habe, daß der König hier sey.

Nachdem diesem der König feierlichst entsagt und sich auf die verlangte Art verbunden hatte, fuhr Dowing fort, und sagte ihm, daß Cromwell, sein Herr, jetzt in so gutem Vernehmen mit den Holländern stehe, daß die Staaten so abhängig von ihm, und ihm so gehorsam wären, daß sie nichts abschlügen, was er begehrte.

Er habe sich mit ihnen, um die Absicht nicht zu verfehlen, in der größten Stille in ein Bündniß eingelassen, in welchem unter andern unbedeutenden Ursachen auch die angeführt werde: „weil es uns so gefällt.“

Kurz, der erste und auch sehr wichtige Zweck der Negotiationen wäre, daß die Staaten sich verbindlich machten, sich der Person des Königs zu bemächtigen, und ihn dem Usurpator auszuliefern, wenn sichs je durch einen Zufall ereignen sollte, daß der König in ihr Gebiet käme.

Nachdem dieser Vertrag von den Staaten unterzeichnet worden wäre, habe man ihn nach London gesandt, von woher er gestern Morgen zurück wäre; und die verwichene Nacht sey durch ihn und eine heimliche Commission alles in Richtigkeit gebracht worden.

Er stellte vor, die Kundschaft seines Herrn sey so gut, daß man eben jetzt schon ihm, dem Dowing die Ankunft des Königs entdeckt ha-

be, und wenn er versäume, sich desselben zu bemächtigen, so würde es Cromwell aufs schärfste ahnden, es würde ihm unstreitig den Kopf kosten, und den König für die Zukunft eines treuen Dieners berauben. Da es nun sein größtes Verlangen gewesen wäre, den traurigen Folgen seiner Entdeckung vorzubeugen, so hätte er sich entschlossen, ihm von der Gefahr, in der er schwebte, Nachricht zu geben, und aus Furcht entdeckt zu werden, hätte er sich selbst verkappt, fest entschlossen, das Geheimniß keinem andern Menschen anzuvertrauen.

Dann rieth er, der König möchte sich sogleich zu Pferde setzen, und sich in der größten Eile aus den holländischen Staaten wegbegeben; er selbst wolle nun nach Hause zurückkehren, und unter dem Vorgeben, als sey er krank, über die gewöhnliche Zeit im Bette bleiben, bis der König weit genug entfernt wäre.

Der König folgte unmittelbar seinem Rath, und alles ging glücklich.

Auch hielt derselbe sein Versprechen sehr heilig, indem er dieser Geschichte nicht eher, als bis nach seiner Wiedereinsetzung erwähnte; und da er nie fragte, wie Dawing seine Ankunft erfahren hätte, welches denn ein ewiges Geheimniß blieb. Kein Mensch wußte etwas von dem Vorhaben des Königs, bis er auf dem Pferde saß; auch konnte er nicht glauben, Flemming habe ihn verrathen, da dieser so schnell von seiner Schwester zurückgekommen war, daß er dazu nicht Zeit gehabt hatte.

---

63) Zwei Knaben, die von der sogenannten Roßtrappe hinabstürzten, werden wunderbar erhalten.

Die Roßtrappe, ein hoher Felsen bei Thale auf dem Harze, geht aus einer grausen Tiefe wie ein Zuckerhut in die Höhe, und

ist mit noch weit höhern Felsen umgeben, in deren Krümme unten die Bode fließt, und auf der Seite herunter, wo eben die Vertiefung in dem Felsen, wie eine Roßtrappe, ist, unten einen fürchterlich schäumenden Kessel macht. Wenn man oben auf dem äußersten Rande der Roßtrappe steht und über die Klippen hinuntersehn will; so muß man sich auf den Bauch legen, weil es sonst ohne Schwindel nicht möglich ist. Der Felsen geht übrigens gerade hinunter. Auch die Absätze und vorragenden Klippen sind so steil, daß sich kein Thier darauf halten kann. Hieher gingen einige arme Kinder, ein Mädchen von vierzehn Jahren, nebst ihrem Bruder von elf, und ihres Vaters Bruders Sohn von zwölf Jahren, um Holz zu holen, welches oben auf der rechten Seite der Roßtrappe herumlag.

Auf dieser Seite geht es erst wie ein flaches Dach hinunter; hernach kommt gleich der schroffe, gerade Absfall des Felsens, bis in die Tiefe. Als die Kinder da herumkletterten, rollt ein Stein, auf welchem der Knabe von zwölf Jahren steht,

unter seinen Füßen weg, und der Knabe fährt mit seinem Körbchen auf dem Rücken in den Abgrund. Die andern beiden stehen dabei, und indem sie so hinterher sehen, und daran denken, wie sie ihm helfen wollen, werden sie schwindlich und stürzen hinterdrein. Jener sowohl, als diese, blieben in einer Tiefe von hundert und funfzig Ellen (welches kaum der dritte Theil der ganzen Tiefe ist,) auf einem Absatze des Felsens, wo noch einige alte Stämme standen, liegen. Das Mädchen konnte nur noch wenige Silben stammeln, und starb kurz darauf; die Knaben aber lebten und waren nicht einmal sehr beschädigt. Sie schliefen sogar, weil ihnen vermuthlich eine Ohnmacht zugestoßen war, auf der Klippe ganz ruhig ein. Hätte sich einer nur etwas im Schlafe umgekehrt, so wäre er vollends in den Abgrund gestürzt; aber auch dafür bewahrte sie das wachende Auge des Menschenvaters. Als sie einige Stunden geschlafen hatten, wachten sie auf, und ihr Zustand war um desto trauriger, weil niemand ihr Unglück wußte, und ihnen helfen konnte. Der Durst plagte sie auch

sehr. Insbesondre empfand ihn der Knabe von elf Jahren so heftig, daß er sich kurz und gut entschloß, zu versuchen, ob er nicht wieder hinaufklettern könnte. Vorher band er seine Schwester mit einem Stricke, den er bei sich hatte, an den Stamm fest, damit sie nicht ganz in den Abgrund hinunterstürzen möchte — und nun begann er das Werk. Er kletterte von neun Uhr früh, bis um Ein Uhr des Nachmittags immer im Zirkel, an dem Felsen herum, und kam endlich glücklich herauf. Sogleich wurden Anstalten gemacht, den noch lebenden Knaben zu retten, und das todte Mädchen heraufzuholen. Ein Holzhauer, mit Namen Fricke, ließ sich an Waschleinen hinunter, und suchte zuerst den noch lebenden Knaben, der bei dieser Gelegenheit zum Zweitenmale in die größte Lebensgefahr gerieth. Fricke, der ihn erst nicht finden konnte, hörte ihn unter einer Klippe winseln, ohne sich ihm nähern zu können. Er rief ihm daher zu, ein wenig um die Klippe herumzukriechen. Als dieses der Knabe versuchte, war ihm der Korb, den er auf dem Rücken trug und vor Mattig-

Seil nicht loswerden konnte, hinderlich; er stieß an, und stürzte wieder einige zwanzig Ellen, mit dem lautesten Angstgeschrei, hinab. Allein der Korb rettete ihn von dem sonst unvermeidlichen Untergange, denn mit ihm blieb er zwischen einem großen Stein und einer Ibenstange hängen, und würde hier völlig eingeklemmt. Fricke brachte ihn nun glücklich herauf, und holte den folgenden Tag auch das todte Mädchen.

So wenig als man sich aus einer bloßen Beschreibung von der Gestalt des Felsens und der Tiefe des ihn umgebenden Abgrunds eine deutliche Vorstellung machen kann, wenn man nicht selbst an Ort und Stelle gewesen ist, so bebt man doch vor der Gefahr, in welcher sich die Kinder befanden, mit Entsetzen zurück, und findet Ursache, den Gott anzubeten, der nicht bloß Leben geben, sondern auch erhalten kann. Man frage nicht, warum Gott, wenn er sich um menschliche Schicksale bekümmert, nicht auch das Mädchen erhielt? Wer so fragt, der fragt zu viel. Beruhigt sich doch der Vernünftige über

die Kabinetspläne eines guten Fürsten, ob ihm gleich die gutgemeinten Absichten derselben nicht immer einleuchtend sind, und seinen Verhältnissen nach nicht seyn können. Laßt uns dieses um so mehr bei der Regierung Gottes thun, deren Pläne so ganz außer unserm Gesichtskreise liegen, daß sie kein sterbliches Auge erreichen kann! Das Mädchen endigte ihr Leben auf die obenbeschriebne Art, und wir müssen glauben, daß es in Absicht der Folgen für dasselbe das beste wär, daß es so kam. Die Knaben aber wurden erhalten; und zwar so, daß es vielen, die der Gegend kundig waren, schwer wurde, ihre Erhaltung natürlichen Kräften beizumessen. Denn so unbegreiflich es schien, daß ein Mensch noch leben könne, der von einer solchen Höhe herabgestürzt war, so war es doch noch weit unbegreiflicher, wie der Knabe von elf Jahren wieder heraufkommen konnte; weil der Felsen, wie Fricke an Eidesstatt versicherte, auf beiden Seiten so steil herauf und heruntergeht, daß sich nicht einmal ein Thier halten kann, und nur hin und wieder etwas kurzes Moos, und zwischen

den Felsritzen ein paar Grasstängel und kleine Törfe befindlich sind. — Genug der Knabe kam glücklich herauf, und sagte aus: „Er habe sich bald an das Moos, bald an den Torf, bald an die Grasstängel angehalten, und so sey er immer weiter gekommen. Furcht habe er gar nicht gehabt, und es sey ihm so gelungen, daß er auch nicht einmal ausgefahren sey. Er habe sich nur immer auf den ersten Trunk gefreut, und so sey er, ehe er sichs versehen habe, oben gewesen." — Diese Aussage des Knaben macht es wahrscheinlich, daß er sich damals noch, als er den Weg antrat, in einer Art von Betäubung befand, und ihn dadurch die Vorsehung gewissermaßen in einen ähnlichen Zustand mit den Nachtwandlern versetzte, welche, wie bekannt ist, im tiefen Schlafe die gefährlichsten Oerter betreten, ohne Schaden zu nehmen. —

64) Ret-

64.) Rettung eines Menschenlebens durch unangenehme Verzögerung eines Geschäfts.

Ein Rechtsgelehrter reiste, um bei der Vollziehung eines Kaufcontracts über ein adliches Gut gegenwärtig zu seyn, über die Oder. Die vielen Beschäftigungen dieses Mannes erlaubten ihm überhaupt nicht, sich lange an einem Orte zu verweilen; diesmal aber warteten besonders ganz dringende Geschäfte seiner zu Hause. Er wollte also durchaus noch an demselben Tage wieder zurückkehren. — Allein das Ende seiner Arbeiten verzögerte sich, die Nacht brach ein, und nunmehr konnte er unmöglich im Finstern über die Oder gesetzt werden. Mit dem größsten Widerwillen blieb er also zurück, und erreichte erst das Ziel seiner Wünsche am frühen Morgen.

Er hatte eine Pflegetochter bei sich im Hause. Diese bat in seiner Abwesenheit seine Frau recht dringend, daß sie ihr erlauben möchte, mit in

ihrem Zimmer zu schlafen; da sie sonst in einem besondern Zimmer zu schlafen pflegte. Ihre Bitte wurde ihr endlich gewährt. Mitten in der Nacht stürzte die Gipsdecke in ihrem gewöhnlichen Schlafzimmer ein, und hätte sie diese Nacht in demselben zugebracht, so wäre sie zerschmettert worden.

XVI.

Merkwürdige Einfälle in dringenden Gefahren.

65) Ein treues Weib im Badenschen rettet ihren Mann vom Verderben.

In einer der gesegnetsten Gegenden des Churfürstenthums Baden lebte auf einem Dorfe, nicht weit von Basel, ein junges Ehepaar, das bei seiner Verbindung ein Gegenstand des Neides aller Nachbaren, einige Jahre lang ein Vor-

wurf ihrer Schadenfreude, und doch endlich wie der ein musterhaftes Beispiel derselben war.

Der junge Mann kam frühzeitig in den Besitz eines ansehnlichen Bauergutes, welches ihm sein Vater in der vortheilhaftesten Verfassung hinterließ. Dieser hatte immer darauf gesehn, daß seine Kühe die schönsten im Dorfe, seine Klee- und Getreidefelder die fettesten, sein Weinberg und Baumgarten am besten unterhalten waren. Auf seinen aneinander gränzenden Feldern standen in langen Reihen die schönsten Nußbäume und Obststämme, die einen beträchtlichen Ertrag gaben, und worunter die Kirschbäume, außer dem starken Verkauf der frischen Kirschen nach Basel, Colmar und Breysach, noch immer ein hübsches jährliches Einkommen für gebranntes Kirschwasser abwarfen.

Es konnte nicht fehlen, daß sich Jacob (so hieß der junge Bauer) nun recht ernstlich nach einer Gehülfinn umsahe. Zwar hatte er dies schon bei seines Vaters Lebzeiten gethan,

aber dieser hatte seinen Sinn anderswo hingerichtet, wie es denn öfters zu geschehen pflegt, daß Väter und Mütter in solchen Fällen allezeit besser zu sehen glauben, als die Söhne und Töchter, ohne zu bedenken, daß sie eben deswegen, weil ihre Augen nicht für sich selbst, sondern für andre forschen und suchen, wol auch zuweilen falsch sehen. Jacob mochte das vielleicht selbst gemeint haben, ohne jedoch seines Vaters Augen dahin zu richten, wohin die seinigen blickten. Nun, da seine Wahl allein von ihm abhing, folgte er seiner Neigung, und bot seine Hand einem sehr hübschen Bauermädchen auf einem benachbarten Dorfe, das er sich schon längst auserkohren hatte, und das ihm von ganzem Herzen zugethan war. Rose (so hieß das Mädchen), die elternlos war und bei ihrem Vormunde lebte, hatte seinetwegen schon manchen Freier abgewiesen, der sich ihr und ihren fünfhundert Gulden, die sie besaß, antrug. Schwierigkeiten von Seiten des Vormunds waren nicht zu erwarten, da sich für Rose keine vortheilhaftere Gelegenheit finden konnte, und

Jacob übrigens ein wohlgestalteter und ordentlicher Mensch war. Der Antrag ward also angenommen, und die Hochzeit, nach der in solchen Fällen erforderlichen Frist, mit alle dem Pomp gefeiert, wie er bei wohlhabenden Landleuten üblich ist.

Jacob und Rose hatten einander herzlich lieb und waren einander auch vollkommen werth. Sie hatten beide sich einander aus Neigung gewählt, und ihr beiderseitiger Wohlstand war ihnen nur Nebensache gewesen. Uebrigens war Rose für ihr Hauswesen eben so wirksam und geschäftig, wie Jacob in Betreibung der Landwirthschaft und in dem vortheilhaften Absatze ihres Ertrages. Alle Abende theilten sie einander mit, was sie den Tag über gethan hatten, und berechneten den daraus zu hoffenden Gewinn. Rosens Kapital ward zur Erlangung eines schönen Stücks Waldung angelegt, die Jacob's Gute noch abging und eine sehr vortheilhafte Verbesserung desselben war. Alle Nachbaren sahen scheel dazu, und selten begegneten

sich ein paar Gevatterinnen, ohne daß sie bei einander stehen blieben, und die Gelegenheit, sich über Jacob und Rose zu äußern, vom Zaune brachen. Das junge Ehepaar schien es nicht zu bemerken, wenigstens sich nicht darum zu bekümmern, und fuhr muthig fort, seine gute Bewirthschaftung und die beschlossenen Verbesserungen fortzusetzen; worüber es jedoch die erlaubten Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen nicht vergaß. Statt daß andre des Sonntags in die Schenke gingen, und die Weiber und Kinder derselben zu Hause Wasser tranken, blieb Jacob nach der Kirche fein zu Hause bei seinem lieben Weibchen, und theilte mit ihr den Genuß irgend einer Erquickung, die sie sich ohne großen Aufwand verschaffen konnten. Er pflegte dann seines Obst- und Küchengartens und beschäftigte sich mit seiner Baumschule, oder er nahm seine Rechnungen vor, die er stets in derselben Ordnung zu erhalten suchte, in welcher sein Vater sie hinterlassen hatte. Bald bekam er noch eine angenehme Beschäftigung dazu; denn seine Rose gebahr ihm einen wackern Knaben, den

er gern auf seinen Armen herumtrug, und ihn daher oft der vergnügten Mutter abjagte.

So wahr und rein findet man häusliches Glück nur selten, wie in der Wohnung dieser glücklichen Landleute. Es war durch keine Kunst aufgestutzt, durch keine Feinheit erhöht; es war ein Werk der Natur ohne alle Verschönerung. Wer sollte nicht wünschen, daß ein solches Glück immer dauern möchte? Und wer sollte nicht trauern, daß Menschen, die im Besitz desselben sind, sich durch Leidenschaften verleiten lassen, es gegen einen Schatten oder ein Blendwerk aufzuopfern? —

Jacob hatte von seinem Vater etwas geerbt, was demselben, so wie ihm bisher, wahren Vortheil gebracht hatte, und in dem mäßigen Grade, in welchem dieses Erbstück genutzt worden war, in der That lobenswerth genannt werden konnte. Es bestand in einem gewissen erlaubten Stolze, der wohlhabendste, ordentlichste und thätigste Bauer im ganzen Dorfe zu

seyn. Ob sich nun gleich zur Behauptung dieser Ansprüche auch Wirthschaftlichkeit gesellen mußte, so konnte man doch nicht sagen, daß sie den mindesten Anstrich von Geiz gehabt hätte. Jacob war nicht nur bemüht, diese Vorzüge in seiner Familie zu erhalten, sondern glaubte, sie seinerseits noch vermehren zu müssen. Der heimliche Neid seiner Nachbaren, die sich zuweilen laut über ihn lustig machten, daß er so zusammen geize, und des Lebens nie froh werde, spornte ihn nur noch mehr dazu an, auf Vergrößerung seiner Grundstücke und Verbesserung seiner Umstände bedacht zu seyn. Er schien in dem Krappbau, bei dem sich damals die Elsasser Bauern so wohl befanden, ein unträgliches Mittel zu finden, das zu diesem Ziele führte, und begab sich zu diesem Behuf selbst ins Elsaß, um hinlängliche Kundschaft davon einzuziehen. Hier ward er mit Bauern bekannt, die von der Lottosucht angesteckt waren, und deren einer nicht lange vorher eine Terne gewonnen hatte. Jacob wurde dadurch hingerissen, sein Glück ebenfalls zu versuchen, und verlor. Der Ver-

lust war ihm unangenehm, und da er sein Geld nicht einbüßen wollte, verstärkte er von Zeit zu Zeit seinen Einsatz. Zuweilen gewann er einmal einen Auszug, und dadurch wurde er immer aufs neue angefeuert. Seine Rose schien wenig von diesem Bereicherungsmittel zu hoffen, und ließ es ihn merken, ohne sich darüber zu ereifern.

Da Jacob den Krappbau gleich im Grossen bei sich eingeführt hatte, so konnte der jährliche Ertrag von seinen Grundstücken nicht ansehnlich seyn, indem er den Gewinn davon erst in vier Jahren zu erwarten hatte. Das Obst wollte einige Jahre hintereinander nicht gerathen, welches sonst einen erheblichen Theil seiner Einkünfte ausmachte. Jacob sah sich also von Zeit zu Zeit genöthigt, etwas zu borgen, und gerieth unvermerkt in Schulden, die er, wenn ihm das Glück günstig seyn würde, mit dem gehofften Gewinn, oder doch wenigstens mit seiner Krappbauerndte zu tilgen dachte. Er trieb demnach das Lottospiel immer ernsthafter, und

nun mußte auch sein schönes Stück Waldung herhalten, um ihn in den Stand zu setzen, bei jeder neuen Ziehung immer mehrere Nummern zu besetzen, und dadurch wenigstens seinem bisherigen Verluste wieder beizukommen.

„Lieber Jacob, (sagte ihm seine Rose eines Sonntags,) ich dächte, Du vergäßest das, was Du schon verloren hast, und setztest nicht mehr in das Lotto. Siehe, es hat Dich schon in Schulden gestürzt, und wird Dich noch tiefer hineinbringen. Der liebe Gott hatte uns so reichlich gesegnet, daß wir mehr hatten, als alle unsre Nachbaren; wir waren so vergnügt dabei, weil wir es uns angelegen seyn ließen, das zu erhalten, was er uns gegeben hatte, und wir sahen, daß es sich durch unser Schaffen und Thun wirklich vermehrte. Mir ists immer, als könnte es dem lieben Gott nicht gefallen, wenn man ohne Mühe und Arbeit reich werden will. Setze doch nicht wieder ins Lotto! Hörst Du, lieber Jacob? Unser schönes Holz hat es auch schon verzehrt, und für den

Krapp hast Du auch das meiste Geld weg. Du siehst ja, der liebe Gott will es nicht haben. Wir wollen schon sehn, wie wir durch Fleiß und Sparsamkeit unserm Schaden wieder beykommen. Ich habe Dir immer gefolgt, folge Du mir auch einmal, mein guter Jacob!" Sie setzte sich auf seinen Schooß, streichelte ihm die Backen, und bemühte sich, ihm das Herz so leicht als möglich zu machen.

Jacob fühlte wol, daß seine Frau Recht hatte, aber er konnte seinen Verlust nicht so verschmerzen, daß er zu seiner Ersetzung das einzige Mittel, was ihm möglich schien, gänzlich hätte aufgeben sollen. Auch war es ja dem und jenem zuweilen geglückt, etwas Ansehnliches zu gewinnen, warum sollte er nicht die nämliche Hoffnung haben dürfen? Der Ehrgeiz, oder vielmehr die Schaam vor seinen Nachbaren, gab seinen Gründen vollends das Uebergewicht; doch gelobte er seiner Frau, alsdann nie wieder ins Lotto zu setzen, wenn er nur einmal diese Scharte ausgewetzt hätte. Rose schlich sich

traurig von seiner Seite, überließ sich ihren finstern Ahnungen, und dachte mit schwerem Herzen an die ersten, glücklichen Zeiten ihres Ehestandes.

Solcher Auftritte gab es mehrere. Rose veranlaßte sie nie von selbst, sondern benutzte bloß die Gelegenheiten, die sich ihr darboten, zumal wenn sie ihren Mann nachdenkend fand, und dann that sie immer freundlich dabei, und ließ nie einen Vorwurf über ihre Lippen gleiten.

Dessen ungeachtet wich Jacob seiner Frau, so viel er nur immer konnte, immer mehr aus, und die Schenke, wo sein Hang zum Lotto noch genährt wurde, ward nun sein beständiger Zufluchtsort. Er nahm an Kartenspielen Theil, um sich zu zerstreuen, und vertrank oft so viel, daß er mit Frau und Kindern einige Tage davon bequem hätte leben können.

Sein Einsatz ins Lotto wurde von Zeit zu Zeit gesteigert. Er berechnete immer, was er

gewinnen konnte, aber nie, was er schon verlo- ren hatte, und was er noch verlieren konnte. Er träumte von Nummern, besetzte sie, fand sich getäuscht, träumte von neuem, und ließ sich aufs neue täuschen. Darüber vernachlässigte er seine Wirthschaft; seine Obstbäume wurden von den Raupen abgefressen, seine Baumschule ver- wilderte; sein Weinberg blieb ungepflegt, und das Einkommen ward immer geringer. Der Krapp war verspielt; von der Getreideerndte be- hielt er kaum den Saamen übrig; er hatte schon ein ansehnliches Kapital auf das Gut geborgt, und war auch außerdem schuldig, ohne zu wis- sen, wie er bezahlen solle. Er sah ein, daß er zu Grunde ginge, wenn nicht bald ein Glücks- fall erfolgte, aber er konnte nicht mehr zurück.

Das arme Weib, welches nun ihr viertes Kind unter dem Herzen trug, jammerte und weinte heimlich über die Verirrungen ihres Man- nes, den sie immer noch liebte, und arbeitete über ihre Kräfte, um nur das Nothdürftigste herbeizuschaffen. Sie war wol überzeugt, daß

er ihr nicht untreu war, aber sie litt doch nicht weniger, da sie bemerkte, daß er zu Hause keine Ruhe mehr hatte, und sich nun bloß seiner Spielsucht und dem Trunke überließ.

Als ihm niemand mehr borgen wollte, wurde das letzte Restchen Holz vollends verkauft, so daß er nun selbst keins mehr hatte. Dann kam die Reihe an Stroh und Futter, ob er gleich desselben selbst sehr bedurfte. Endlich wurden ein Paar Kühe auf den Viehmarkt getrieben, und nun kam die Reihe sogar an einige gute Sachen, die der Frau gehörten. Das gierige Lotto verschlang gewöhnlich die meisten davon, und gab nichts wieder zurück.

Gerade um die Zeit, wo die Umstände am traurigsten und verworrensten waren, kam Rose mit einer Tochter nieder. Man mußte Verschiedenes in Geld verwandeln, was beinahe unentbehrlich war, um nur die nöthigen Kosten herbeizuschaffen, und dennoch litt die arme Wöchnerinn fast am Nothwendigsten Mangel. Sie

raffte sich einige Tage nach ihrer Niederkunft wieder auf, um nur für die allernothwendigsten Bedürfnisse zu sorgen, und von nun an war sie es fast allein, die durch ihren unermüdbaren Fleiß Mann und Kinder ernährte. Sie hatte, selbst in den letzten Zeiten, ihrem Manne an nahrhafter Speise so wenig als möglich abgehen lassen, und lieber selbst gedarbt. Jetzt konnte sie das, auch bei der größten Anstrengung, nicht mehr bewerkstelligen, und Jacob, wenn er auch nichts darüber äußerte, schien doch wenigstens immer etwas Besseres zu erwarten, als aufgetragen wurde. Rose verlor dessen ungeachtet ihre Sanftmuth nicht, aber es war ihr deutlich anzusehen, wie viel Mühe sie sich gab, ihren Kummer dahinter zu verbergen.

An einem Morgen, den das treffliche Weib schlaflos herangeweint hatte, rief ihr Jacob noch unterm Thorwege zu, er werde den Mittag nicht zu Hause kommen, sie solle ihm das Essen auf das Feld hinaus bringen. Ohne ein Wort abzuwarten, gieng er seinen Weg fort

und

und vertiefte sich in seinen betrüglichen Speculationen.

Die gute Frau sann bedenklich hin und her, wie sie ihrem Manne ein erträgliches Mittagsbrodt bereiten wolle, aber sie konnte nichts erfinden. Die letzten Groschen waren am gestrigen Tage in der Schenke verspielt und vertrunken worden; die Vorräthe waren aufgezehrt, der Wirth borgte nicht mehr, und von den schadenfrohen Nachbarn, denen sie kaum in die Augen sehen konnte, war auch nichts zu hoffen. In dieser verzweifelten Lage überließ sie sich eine Zeitlang ihrem Gram. Der Mittag rückte heran; sie machte den Kindern eine Mehlsuppe und säugte trostlos das kleine Mädchen, welches hierauf an der mütterlichen Brust sanft einschlief.

Auf einmal kam ihr ein Gedanke in den Sinn, den sie mit Hastigkeit festhielt und den sie wirklich auszuführen beschloß. Sie war ja nicht bloß Gattinn, sie war auch Mutter und eine Mutter von vier Kindern, die nun fast dem

gänzlichen Mangel am Nothdürftigsten bloßgestellt waren. „Vielleicht,“ dachte sie, „ach! vielleicht“ seufzte sie, „wird er dadurch gerührt werden und von seiner Spielsucht zurückkommen!“ — und muthig unterdrückte sie die Empfindungen, die ihr Vorwürfe zu machen schienen, daß sie ihrem Manne eine so grausame Scene bereitete. Mit bebender Eile, als wenn sie fürchtete, sie möchte ihren gefaßten Entschluß wieder bereuen, legte sie das schlafende Kind in ein Körbchen, worin sie ihrem Mann gewöhnlich das Essen brachte, und machte sich auf den Weg.

Jacob hatte sich schon einige Male umgesehn, ob Rose noch nicht komme, und darauf wieder nach der Sonne geblickt, um sich zu überzeugen, ob die Uhr seines Magens wirklich schon auf Mittag deute. Endlich sah er seine Frau mit dem bekannten Körbchen zwischen den Feldern herankommen. Seine Hoffnung, ein gutes Mahl zu erhalten, stimmte ganz mit seiner Eßlust überein, und beide zusammen verbrei-

teten eine gewisse Heiterkeit über ihn, die von Rosens schwermüthigem Ernste, mit dem sie sich näherte, gänzlich abstach. Schweigend setzte sie das Körbchen auf den Feldrand hin; Jacob nahm daneben sogleich Platz, zog seinen Huth herunter und verrichtete sein Tischgebet.

Aber, welch ein mächtiges Erstaunen ergriff ihn, als er das Tuch vom Körbchen wegzog, und darin keine Speise, kein Getränk, sondern sein schlafendes Kind erblickte. — Mit stummer, überraschender Empfindung sahe er zu seinem Weibe auf, die ihm in einiger Entfernung gegenüber stand, und ihn mit starren, überströmenden Augen anblickte. — „Iß!" sagte sie mit einem festen, aber erschütternden Tone, „Du hast ja noch größeres Recht daran, als der Hunger, der den armen Wurm ohnedies bald verzehren wird; ich habe sonst nichts mehr, was ich Dir zu bringen vermöchte. Du hast mir nichts weiter gelassen, wovon ich Dich und Deine Kinder sättigen könnte; Du hast gestern die letzten Groschen in der Schenke verthan, die noch auf ei-

nige Tage hingereicht hätten: sättige Dich also nun an Deinem eigenen Kinde!"

Jacob ward durch diese Rede bis ins Mark erschüttert. Mit stummem Entsetzen starrte er eine Zeitlang auf den Boden hin, und sah den Abgrund vor sich, an den er sich und die Seinigen gebracht hatte. Plötzlich sprang er auf und fiel seinem trefflichen Weibe um den Hals. „O, vergieb mir, meine Rose, (rief er schluchzend aus,) o, vergieb mir, wenn Du kannst! Bei Gott! ich will nie wieder spielen; ich will Tag und Nacht arbeiten, um mich aus dem Unglück herauszuarbeiten, in das ich mich so blindlings gestürzt habe. Glaube nur, daß es mir Ernst ist, ich will Dir in allem folgen. Ach, hätte ich es doch immer gethan!"

Rose freute sich ihres schönen Sieges, und ließ ihren leidenden Mann nicht lange in Ungewißheit, ob sie ihm gänzlich verzeihe. Sie schlang ihre Arme feurig um ihn und überhäufte ihn mit Liebkosungen. „O, mein Jacob, (rief

sie gerührt aus,) sieh', nun bist Du wieder mein! Ach, seit langer Zeit warst Du es nicht mehr. Schon lange waren Deine Kinder so gut als verwaiset. Nicht wahr, lieber Jacob, Du willst nun wieder ihr Vater seyn?"

Jacob konnte diese Reden kaum ertragen; sie vollendeten seine plötzliche Sinnesänderung aus dem Grunde. Für Rose war dieser Tag ein zweiter Hochzeittag, so sehr auch ihr häusli- cher Zustand von jenem ehemaligen verschieden war. Es ward ihr auf einmal, als wenn man ihr einen schweren Stein vom Herzen gehoben hätte. Mit ruhiger Heiterkeit suchte sie die trü- ben Wolken von ihres Mannes Stirn zu ver- scheuchen, und ruhete nicht eher, als bis es ihr in etwas gelungen war. Sie zeigte ihm, auf welche Weise sie sich bald wieder helfen könnten, und erweiterte dadurch seinen, durch Sorgen und Mißmuth eingeengten Gesichtskreis nicht wenig.

Jacob hielt Wort; er setzte nicht mehr ins Lotto, gieng nicht mehr in die Schenke, und

XVII.

Besondre, einzelne Fälle.

66) Ströhmfeld, der wunderbar-aufgefundene Erbe eines Landguths.

Zu Königsbrunn im Wirtembergischen lebte vor mehr als 30 Jahren ein Renovator, Namens Ströhmfeld. Dieser wurde in der Folge geistlicher Verwalter zu Sulz im Würtembergischen, und starb in armen Umständen. Er hinterließ einen Sohn, der Rechnungsprobator zu

Neuen-

Neuenburg im Würtembergischen würde. Im verfloßnen November (1803) stellte der Churfürst von Baden, dem König von Schweden zu Ehren, an der Gränze von Neuenburg eine Jagd an. Der Rechnungsprobator Ströhmfeld machte sich nebst einigen andern Freunden auf den Weg, um dieselbe mit anzusehn. Einer von diesen verirrte sich im Walde und schrie aus allen Kräften: Ströhmfeld! Ströhmfeld! Auf dieses Geschrei kam ein Schwedischer Cavalier auf ihn zugeritten, der ihn fragte: Was er von ihm wolle? Der Verirrte entschuldigte sich, daß er nicht ihn, sondern einen seiner Begleiter gerufen hätte. Sie haben ja Ströhmfeld gerufen, versetzte der Schwede, und so heiße ich. Das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mein Cammerad Ströhmfeld heißt, erwiderte der Verirrte. Nun, so kommen Sie, wir wollen ihn suchen. Sie fanden ihn bald, und nun forschte der Schwedische Cavalier nach seiner Familie. Ströhmfeld erzählte hierauf: sein Vater sey als Verwalter in Sulz gestorben; sein Großvater als Würtembergischer Lieutenant

und sein Urgroßvater, ein geborner Schwede, sey Würtembergischer Oberst gewesen. Hierauf stieg der Schwedische Cavalier vom Pferde, umarmte den Rechnungsprobator Ströhmfeld als seinen Anverwandten und präsentirte ihn dem Könige, mit der Anrede: „Ew. Majestät, nun habe ich den Erben zu dem schönen Ströhmfeldschen Gute in Schweden gefunden.“ Nachdem der König noch einmal alle Umstände untersucht hatte, erkannte er ihn auch als solchen, und befahl ihm: „Er solle mit seinen Anverwandten sich auf den Weg nach Schweden begeben und sein dortiges Gut in Besitz nehmen.“

67) Der Artillerist in Meudon.

Ein Artillerist zu Meudon, in Frankreich, legte im zweiten Jahre der französischen Republik dem Wohlfahrtsausschusse den Vorschlag zu Einführung einer kriegerischen Erfindung vor, die eine

schreckliche Wirkung haben sollte. Man befahl, an einem bestimmten Tage einen Versuch damit zu machen, und Robespierre schrieb dem Erfinder einen so schmeichelhaften und aufmunternden Brief, daß dieser beim Lesen desselben wie versteinert stehen blieb, und bald darauf im Zustande des vollkommensten Blödsinns ins Bicetre gebracht werden mußte.

68) Bestrafende Folge des Uebermuths.

Simon von Beckeln besaß im Hannöverischen ein ansehnliches Landgut. Bei einem Erndtefeste setzte er seinen Bauern, welche ihm die Früchte im Herrendienste einscheuerten, eine gebratene Katze statt eines Hasen vor, die diese sich gut schmecken ließen. Zum Nachtisch schickte er ihnen aber auch den Kopf und die Pfoten der Katze. Die Bauern geriethen darü-

der in solche Wuth, daß sie nicht nur alle seine Felder verwüsteten, sondern auch sein Haus, seine Wassermühle, Scheuern nebst allen übrigen Gebäuden in Brand steckten, und ihm selbst den Tod schwuren. Simon von Beckeln mußte also fliehen, und erschöpfte in der Ferne alle Mittel, seine Bauern zu versöhnen, vergebens. Endlich begab er sich in das nachmals eingegangene Stift Alexandri zu Wildeshausen, dem er seine Güter für den Unterhalt abtrat, und worin er, von Reue und Unmuth gepeinigt, nach einigen Jahren sein Leben beschloß.

69) Bestrafte Mißhandlung eines Predigers.

Zwei Dragoner von dem Sächsischen Regiment Prinz Albrecht begingen, als die Sachsen in dem Kriege wider Frankreich noch bei

der Kaiserlichen Armee in Schwaben standen, in der Trunkenheit eine schreckliche Greuelthat. Ein kleines Commando von sächsischen Dragonern hatte in der Gegend von Stuttgart Wein und andre Lebensmittel von französischen Marketendern erbeutet. Nachdem sie sich mit Wein berauscht hatten, entfernten sich zwei Dragoner, und ritten durch den Neckar-Fluß, um auf der andern Seite zu plündern.

In dem ersten Dorfe, da sie hinkamen, fielen sie den Prediger an, und verlangten von ihm eine Summe Geldes. Er versicherte sie, daß er ihnen kein Geld geben könne, weil die Franzosen ihn bereits ganz ausgeplündert hätten; erbot sich aber, ihnen Speise und Trank, und was er sonst noch hätte, zu geben. Allein jetzt fingen sie an, ihn zu mißhandeln, nahmen ihm seine Uhr ab, warfen ihn zu Boden, setzten ihm unter heftigen Drohungen eine geladene Pistole auf die Brust, und forderten Geld. Muthig sprang er auf; die Pistole wurde losgedrückt, allein er schlug sie weg, so daß ihn der Schuß

nicht traf. Doch in demselben Augenblick drückten sie noch eine Pistole auf ihn los, und zerschmetterten ihm damit die Hauptröhre des obern Schenkels, so daß man ihm das Bein oben am Leibe abnehmen mußte.

Diese beiden Unmenschen entgingen aber auch ihrer Strafe nicht. Denn wunderbar fügte es sich, daß zufällig ein Sächsisches Husarenkommando in das Dorf kam, und sie in dem Hause des Predigers noch antraf, wo sie die That verübt hatten. Sie wurden arretirt, geschlossen, und empfingen die verdiente Strafe.

70) Der wunderbare Fall einer Bombe.

Am 28sten September 1803 postirte sich eine Division Englischer Kriegsschiffe, einen Bomben-

wurf weit von Calais, und fing an, diese Stadt zu beschießen. Ihre Bomben erreichten aber nicht die Stadt; zwei ausgenommen, von denen eine in den Hof des grossen Wirthshauses, und die zweite auf das Stadtgefängniß fiel. Der einzige Mensch, der dadurch getödtet ward, war — ein Englischer Kriegsgefangner.

In

In

der Buchhandlung

des

Commerzienraths Matzdorff

sind auch

folgende Bücher

zu haben:

Erscheinungen am Geiste und Körper des Menschen. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Eine von den zweckmäßigen Arbeiten, die allmählig helfen, der Lesewuth der mittleren Stände eine bessere Richtung zu geben, durch Versetzung aus den Regionen verschrobener Phantasien in die des

nützlichen Nachdenkens und des Rückblicks auf außerordentliche Kräfte und Schwächen unsers Geschlechts. Dies Buch enthält 210 Erzählungen von einzelnen seltsamen Erscheinungen an menschlichen Individuen, als da sind: das vom Alp gedrückte Mädchen; der bellende Bourbon; die behaarte Familie; Besinnungslose; Besonnene; der Blindgeborne; das blutweinende Kind; Dicke; der genesende Durchstochene; Einbildungskranke, welche doppelt im Bette zu seyn, eine gespaltene Nase, einen Kopf von Billardkugeln zu haben, den Kopf eines Enthaupteten auf ihrem Rumpfe zu tragen glauben ꝛc.; Elektrische; Elektrizitätslose; Erde = Esser; der fliegende Dufort; Gedächtnißreiche; Gefühllose; der gefühlreiche Kersting sieht mit den Fingern und hört mit der Hand; ein Genesender, dem der kalte Brand den Fuß von selbst abgelöset hat; Gewandte; Garrick vierfach und doch derselbe; Gichtschmerzen bewirken Kräuselung der Haare; sechs ganz eigene Heirathen; eines Heldenmüthigen Kampf mit einem wüthenden Wolfe; Hungernde, welche 7, 11, 17, ja 50 Tage ohne Nahrung zubringen; Hypochondrische; Kakerlaken; Klopffechter; Lachende genesen von einer Lungenwunde, Verstopfung ꝛc.; Lichtunempfängliche ohne Blindheit; männliche Weiber; Melancholische; Miauende; Nachtwandler; Nachtschwätzer; Nadelschlucker; ein Rasender von einem Glassplitter im Fuße; Riesen; Schlafsüchtige, die 7 und 17 Wochen, auch periodisch schlafen; Schwärmer; Schwimmer schwimmen 6 Meilen und durch einen Wasserfall; willkührlich Schwitzende; Selbstmörder; periodischer Sinnenverlust; Sonderlinge: ein Verheiratheter, der nur 3 Tage im Jahre Ehemann ist ꝛc.; Sprachlose; Starke; Starrsüchtige; Tanz = und Hammersüchtige; Taucher; Teuflische; ein Traum im Wachen und ein prophetischer Traum: Unverbrennliche; Verabscheuende: Antipathie gegen Aal, Besen, Eisen, Federn, Frauenzimmer, Geld, Glocken, Honig, Katzen, Malz, Nahmen, Rheinwein, Sellerie, Sonnenfinsternisse ꝛc.; Verbrennende durch Entzündung ihres Körpers; Vielfresser; Wahnsinnige; Wasserspürer; Wiederkäuende; Witternde; Zahnwechsel im 97sten Lebensjahre; Zerstreute ꝛc.. Der Styl ist prunk-

los, angenehm und zum Teil mit treffenden philosophischen Bemerkungen durchwebt. Ueberhaupt gewährt dies Buch eine sehr nützliche Unterhaltung. Ein guter Vorleser kann damit, an manchem Winterabende, sich in seinem Kreise recht beliebt machen.

Wörterbuch zum Behuf richtiger Verbindung der Zeitwörter mit dem Dativ und Accusativ, oder mit mir und mich, dir und dich, ihm und ihn, ihr und sie, u. s. w.. Von M. J. C. Vollbeding. Dritte, aufs neue vermehrte Auflage. 16. 1803. (12 Gr.)

Eine wesentliche Verbesserung dieses, durch seine dritte Erscheinung sich schon von selbst empfehlenden, Buches ist es, daß der den Dativ und Accusativ bezeichnende Buchstabe, zu leichtrer und genauerer Unterscheidung, in dieser neuen Auflage jedesmal mit größerer Schrift gedruckt ist. Außerdem aber ist dasselbe auch mit so vielen neuen Beispielen bereichert worden, daß nicht leicht ein Fall der Ungewißheit über mir und mich u. s. w. vorkommen wird, in welchem man bei diesem sichern Rathgeber nicht die bestimmteste Auskunft finden sollte. Was übrigens bei diesem, auch auf Damen berechneten, Werke nicht unerwähnt bleiben darf, ist sein bequemes Taschenformat, sein netter, fehlerfreier Druck, und das schöne Papier.



Das Kriegs- oder Militärrecht, wie solches jetzt bei der Königl. Preuß. Armee besteht. Von G. W. C. Cavan, Geheim. Kriegsrath und General-Auditeur. gr. 8. Zwei Theile. (4 Rthlr.)

Herr Geheim. Kriegsrath Cavan liefert in diesem vortrefflichen Werke, das nicht nur die Kriegsartikel juristisch commentirt, sondern auch eine Einsicht in die Bestehung unsrer Armee gewährt, und alles auf den Zweck derselben gründet, die erste mit philosophischem Scharfsinn und gründlicher Rechtskenntniß bearbeitete Uebersicht der bei uns bestehenden Rechte, in Hinsicht auf Militär-Personen. Es wird gewiß den besten Einfluß auf die Armee haben, daß hier Herr Geheim. Rath Cavan sich dem verdienstlichen Geschäfte unterzog, jeden Officier in den Stand zu setzen, in Hinsicht auf seine Rechte und Pflichten, sich vom Auditeur und von dessen Aussprüchen ganz unabhängig machen zu können. Die Kriegsartikel waren dem Officier bis jetzt zwar bekannt, aber ihre Ableitung von rechtlichen Hauptgrundsätzen, und folglich die philosophische Einsicht in die Natur derselben, war doch noch immer blos frommer Wunsch, wenigstens größtentheils, geblieben. Und diesem Wunsche ist nun durch dies Werk genügt; der Officier ist dadurch in den Stand gesetzt, wenn er einige Zeit auf das Studium desselben verwendet, sein eigner Rathgeber in Fällen, da er als Richter erscheint, seyn und selbst urtheilen zu können. Noch unentbehrlicher ist dies Werk aber dem Civilisten, in sofern er in rechtlichen Angelegenheiten nehmlich mit Militärpersonen zu thun hat. Es supplirt hier das Landrecht, und macht mit diesem und dem Provinzial-Gesetzbuche zusammen ein ganz unzertrennliches Ganze aus, da es nehmlich so viel Militär in unserm Staate giebt, und einem doch Alles daran gelegen seyn muß, seine Rechte und Verbindlichkeiten, in Hinsicht auf dasselbe, kennen zu lernen

Titan, von Jean Paul. 4 Theile. 8. 1800-1803. (Preis: fein Pap. 9 Rthl. 4 Gr. ord. Pap. 7 Rthl. 16 Gr.)

Geschichte. Ein regierender Fürst von Hohenfließ hat einen einzigen Sohn, Luigi. Wenn dieser ohne Leibeserben stirbt, fällt das Fürstenthum dem benachbarten Haarhaarer Hofe zu. Dieser weiß es fein genug zu machen, daß der Prinz, besonders auf seinen Reisen, Gesellschafter bekömmt, die ihm Gelegenheit zu Verführungen geben, wodurch seine Gesundheit untergraben wird. Seine Eltern bemerken dies, zu ihrer größten Betrübniß, da es bereits zu spät ist. Sie befinden sich gerade auf einer Reise in Italien, und die Fürstinn ist aufs neue schwanger, zugleich mit ihrer vertrautesten Freundinn, der Gräfinn von Cesara. Diese kommt mit einer Tochter nieder und zwei Tage darauf die Fürstinn mit einem Sohne (Albano) und einer Tochter (Julienne.) Damit es Albano nicht eben so gehen möge wie seinem Bruder Luigi, treffen die beiderseitigen Eltern heimlich folgende Maßregeln: Sie beglaubigen, durch hinlängliche, sich gegenseitig ausgehändigte, Documente, die wahre Abkunft Albano's, geben ihn aber öffentlich für einen Sohn des Grafen Cesara aus, und lassen ihn als solchen auf dem Lande, nicht weit von der fürstlichen Residenz, bei einem treuen Diener des Staats, dem Landes-Direktor von Wehrfritz, erziehn, um erst nach dem frühern oder spätern Tode des Prinzen Luigi mit ihm, als dem rechtmäßigen Thronerben, hervorzutreten. Albano wächst in seiner Verborgenheit bis zum Jüngling heran. Seine Eltern sterben nun bald nacheinander. Luigi kommt an die Regierung, vermählt sich mit der Haarhaarschen Prinzessin Isabella, stirbt aber gleichfalls bald ohne Leibeserben, und Albano wird Fürst.

Dies ist in kurzem die Geschichte. Albano ist der Held derselben. Seine Erziehung als Kind; seine höhere Bildung als Jüngling; seine Freundschaft; seine Liebe; sein Muth; seine Festigkeit in der Tugend bei den mannigfaltigsten Nachstellungen des La-



sters; seine Zusammenkunft mit Roquairol, dem schon in der Ferne geliebten Sohne des fürstlichen Ministers, Froulay; seine Freundschaft gegen denselben; seine zarte Liebe gegen dessen Schwester Liane, das höchste Ideal weiblicher Schönheit und Tugend; seine Verabscheuung des endlich erkannten lasterhaften Roquairol's; Lianen's Tod (nebst einem bald darauf folgenden Traume Albano's unstreitig das Schönste, was der Verfasser je geschrieben hat); Albano's Reise nach Italien, in Gesellschaft seines vorgeblichen Vaters, des Grafen von Cesara, und der Gemahlinn seines Bruders Luigi; seine Verhältnisse mit der Letztern; seine neue, von seinem vorgeblichen Vater schon immer vorbereitete und veranstaltete, Liebe gegen Linda de Romeiro, die vorgebliche Nichte, aber wirkliche Tochter des Grafen Cesara, die dieser auf dem Thron zu sehen wünscht; sein Verlust derselben, nachdem Roquairol sie unglücklich gemacht hat; Roquairol's fürchterliches Ende durch einen Selbstmord; — dies alles, und wie endlich Albano, nach Luigi's Tode und nachdem er über seine eigentliche Abstammung Auskunft und Beweise erhalten hat, die, der verstorbenen Liane an Gestalt und Tugend ähnliche, Haarhaarer Prinzessinn Idoine kennen lernt und sich ihre gegenseitigen Wünsche offenbaren; dabei das geheimnißvolle Geisterwesen, was, von dem Grafen Cesara veranstaltet und von dessen Bruder, und in der Folge auch zum Theil von Albano's Schwester, der Prinzessin Julienne, ausgeführt, sich mit einem magischen Schatten über die ganze Geschichte verbreitet, und, indem es durch abwechselnd reizende und schauderhafte Scenen Albano vielfache Gelegenheit giebt, seine Festigkeit in Grundsätzen und seinen, auf Tugend gegründeten, Muth zu bewähren, die Erwartung des Lesers wechselsweise überrascht und aufs neue spannt; die herrlichen Beschreibungen der Natur und Kunst, besonders von Italien; die mannigfaltigen Abstufungen und das bedeutende Interesse der vielen Charaktere, die von jenen Hauptcharakteren nothwendig herbeigeführt werden, und deren abwechselnde Aufstellung die Unterhaltung immer neu erhält, z. B. Albano's Pflege-Eltern und deren Tochter Rabette, als seine

Gespielinn, seine Lehrer und Erzieher, der alte treue Schoppe, der Grieche Dian, nebst dessen Frau, der liebenswürdigen Chariton, der Lektor Augusti, Lianen's Eltern, der würdige alte Hofprediger Spener, das Ungeheuer Bouverot, der Doktor Sphex und dessen Frau und Kinder; — alles dies läßt sich nur andeuten, lesen muß man das Buch im Zusammenhange; es sind einige nahmhafte Bestandtheile dieses nun vollendeten Kunstwerks, das sich gewiß zu seinem Vortheile auszeichnen wird, und dem, außer dem Verdienste der interessantesten Unterhaltung, auch das so seltene, einer durchaus moralischen Tendenz, nicht abgesprochen werden kann.

Um die Geschichte nicht zu unterbrechen, hat der Verfasser seine philosophischen, satyrischen, witzigen und humoristischen Digressionen, die er sonst zwischen die Geschichte einschaltete, diesmal in zwei besondern Bändchen unter dem Titel: „Komischer Anhang zum ersten und zweiten Bande des Titan" abgesondert geliefert. Sie enthalten: 1s Bändchen, das Pestizer Realblatt; 2s Bändchen, erstens Einladungs-Zirkulare an ein neues kritisches Unter-Fraisgericht über Philosophen und Dichter; zweitens des Luftschiffers Giannozzo Seebuch. Die durch 12 Bogen fortgehenden vierzehn Luftfahrten Giannozzo's machen eine kleine sehr unterhaltende Geschichte für sich aus, und kein Leser dürfte auch diesen komischen Anhang aus der Hand legen, ohne sich in die heiterste Stimmung versetzt zu sehn.

Gerhardt, M. R. B., sen., (Königl. Preuß. Haupt-Banko-Buchhalter) der Buchhalter, oder Versuch einer Lehrart zu gründlicher Erläuterung der kaufmännischen doppelten Rechnungsführung, oder des sogenannten Italienischen Buchhaltens. 3 Theile. 4. 1796 1799. 6 Thlr. 16 Gr.

Dessen tabellarisches Taschenbuch zu kurzer und leich-



ter Berechnung des Goldes und Silbers. 8. 1801.
18 Gr.

Gerhardt, M. K. B., sen., kurzgefaßte Anweisung zu vortheilhafter und leichter Berechnung der Zinsen. 8. 1799. 8 Gr.

Gerhardt, J. H., jun., (Königl. Preuß. Haupt-Banko-Buchhalter) vollständiges Rechenbuch. 2 Theile. 8. 1792 und 1793. 3 Thlr.

Lafontaine, August, die Gewalt der Liebe, in Erzählungen. Zweite, mit neuen Erzählungen vermehrte, Aufl. Vier Theile. 8. 1797. auf Schreibpapier 3 Thlr. 18 Gr.

auf Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr.

Jean Paul, die unsichtbare Loge. Eine Biographie in zwei Theilen. Mit einem Kupfer. 8. 1792.
2 Thlr. 16 Gr.

Dessen, Hesperus, oder 45 Hunds-Posttage. Eine Biographie, 4 Theile, nebst dem Bildnisse des Verfassers, zweite, verbesserte und vermehrte Aufl. 8. 1798. 5 Thlr.

Dessen, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke; oder: Ehestand, Tod und Hochzeit des Armen-Advokaten, F. St. Siebenkäs, im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. Drei Bändchen. 8. 1796.
2 Thlr. 10 Gr.

Dessen, biographische Belustigungen unter der Hirnschaale einer Riesinn. Erstes Bändchen. 8. 1796.
Schreibp. 22 Gr.
Druckpap. 18 Gr.

Wagener, S. C., Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten. Ein Beitrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane. 2 Thle., 2te, verbess. Aufl. 8. 1803. 2 Thlr. 16 Gr.

Desselben Werks 3r Th. 2te, verb. Aufl. m. 1 Titelk. 8. 1804 1 Thlr. 12 Gr.

Desselben Werks 4r Th. 2te, verb. Aufl. m. 1 Titelk. 8. 1804 1 Thlr. 4 Gr.

Desselben Verfassers, moral. Anekdoten, 1r Th. 2te, verb. Aufl. 8. 1804 1 Thlr.

—— Werks 2r Th. 8. 1804 1 Thlr.

—— Verf. Denkwürdigkeiten der Churmärkischen Stadt Rathenow. Nicht bloß für Rathenower, sondern für Geschichts- und Vaterlandsfreunde überhaupt. Mit 4 Kpf. gr. 8. 1804. 2 Rthlr.

Patriotischer Zuruf an die Minister und Räthe der Fürsten. Ein Wort zu seiner Zeit. 2te Aufl. 8. 6 Gr.

Heimlichkeiten, oder Begattung und Fortpflanzung am Himmel und auf Erden. Herausgeg. von G. Müller u. E. Schulz. 1r Th. m. 2 Kpf. 8. 1 Thl. 8 Gr.

Moritz, C. H. E., Treue Erzählung meiner gehabten Schicksale in Berlin, vor und nach der Aufnahme in die Charitee. Mit eingestreueten Bemerkungen über das mir lieb, auch mißfällig Gewordene in der Verfassung des Hauses selbst. Zweite, durch berichtig. Zus. aller Art beträchtl. verst. Aufl. mit einem besond. Anh. über meine Reisen nach Carlsbad, Töplitz und Eger, 8. 18 Gr.

Seidel, C. A., Ismael der Hagar Sohn. Oder: Lebensskizze Franz Euphonius, eines Virtuosen. Zweite Aufl. mit einem Titelkupf. 8 1 Thlr. 8 Gr.

Thierseelen-Kunde auf Thatsachen begründet. Oder: 156 höchst merkwürdige Anekdoten von Thieren, 1r Th. mit 2 Kpf. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Abwechselungen, ernsthaft, komisch, rührend, sinnreich, nützlich. 1ster Theil mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthlr.



